

See discussions, stats, and author profiles for this publication at: <https://www.researchgate.net/publication/287360976>

Das Chinabild in der deutschsprachigen Romanliteratur (1900–1930)

Thesis · December 2002

DOI: 10.13140/RG.2.1.2636.5528

CITATIONS

0

READS

1,911

1 author:



[Josef Goldberger](#)

National Chengchi University

10 PUBLICATIONS 2 CITATIONS

SEE PROFILE

Goldberger, Josef. „Das Chinabild in der deutschsprachigen Romanliteratur (1900-1930).“ Magisterarbeit, Universität Wien, 2002.

Josef GOLDBERGER

**Das Chinabild in der deutschsprachigen
Romanliteratur (1900-1930)**

**Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophie
aus der Studienrichtung Vergleichende Literaturwissenschaft
eingereicht an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Wien**

Wien, 2002

Nach Chinesien, nach Chinesien
Möcht ich, wo ich nie gewesen
Wo die Seelen stille stehn
Wo die Menschen wahrhaft wimmeln
Frauen ihren Fuß verstümmeln
Und der Tusch' am schwärzesten –
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Aus dem Wanderlied von
Ludwig Eichrodt (1827-1892)

Gliederung

1. Einleitung.....	S. 5
2. Kontakte und Beziehungen zwischen China und Europa bis 1900	S. 14
2.1. China im Werk von Karl May.....	S. 18
2.1.1. Karl Mays „China-Erzählungen“	S. 19
2.1.1.1. Der Sammelband „Am Stillen Ocean“ und „Ein Phi-Phob“	S. 19
2.1.1.2. „Kong-Kheou, das Ehrenwort“ (bzw. „Der blau-rote Methusalem“) ..	S. 22
2.1.1.3. „Der schwarze Mustang“	S. 25
2.1.1.4. „Et in terra pax“ (bzw. „Und Friede auf Erden!“)	S. 26
2.1.2. Darstellung von Chinawissen im Werk Karl Mays	S. 30
2.1.3. Der kolonialistische Aspekt in Mays „China-Erzählungen“	S. 38
3. Deutschland wird aktiv: Gelbe Gefahr und Boxeraufstand	S. 47
3.1. Die Chinaromane der Elisabeth von Heyking	S. 52
3.2. Eugen von Binder-Krieglstein.....	S. 62
4. Chinarezeption ab 1910 und während der Zwischenkriegszeit.....	S. 67
4.1. Alfred Döblins chinesischer Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“	S. 72
4.1.1. Der Roman und seine Entstehung	S. 72
4.1.2. Chinesisches im „chinesischen Roman“; Quellen und Bedeutung	S. 79
4.2. Richard Huelsenbecks Roman „China frißt Menschen“	S. 86
5. Chinaroman und Chinabild im Überblick.....	S. 96
6. Schlusswort.....	S. 105
7. Literaturnachweis.....	S. 107
7.1. Primärliteratur	S. 107
7.2. Chinaromane bis 1940 nach ihrer Erstauflage im Kurzzitat	S. 108

7.3. Sekundärliteratur	S. 113
7.4. Quellen und Ressourcen im Internet (13. 12. 2002).....	S. 127
8. Bildnachweis.....	S. 127
9. Glossar	S. 128

1. Einleitung

In dieser Arbeit wird die Frage nach der Wahrnehmung und Darstellung Chinas in der deutschsprachigen Romanliteratur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gestellt. China liegt dem deutschsprachigen Raum gedanklich und geographisch so fern wie kaum eine andere Kultur, was zahlreiche Autoren jedoch nicht davon abhielt, eine Vorstellung von diesem Reich im fernen Osten vermitteln zu wollen. Gilt in Europa seit jeher der Orient als eine Gegenwelt und exotische Fremde zum Eigenen und Vertrauten, so kann insbesondere China als eines der geheimnisvollsten Zentren des Orients bezeichnet werden. Erst sehr spät beginnt die Phase einer direkten Beziehung zu China – nur verhältnismäßig wenige Europäer hatten das Land betreten und sind mit der chinesischen Sprache und Kultur gut vertraut. China stellt deshalb für den deutschsprachigen Leser geradezu einen Prototypen des Fremden dar. Um so größer ist aber das Bedürfnis, China in ein Bild zu fassen und eine Vorstellung von dieser Region und den dort lebenden Menschen zu entwickeln. Zwangsläufig provoziert die Entfernung stereotype Vorurteile und „images“ die in Chinabildern formuliert werden. Analog zum Orient, den Edward Said als westliches Konstrukt identifiziert¹, sind auch die vorherrschenden Vorstellungen von China in erster Linie eine Konstruktion.

Bereits eine geographische Festlegung für das Gebiet, das man mit dem Begriff „China“ subsumiert, bereitet Schwierigkeiten. Selbst wenn man China über das Staatsgebiet der heutigen VR China definiert, spricht man immer noch von einer Region, die von 55 Minoritäten mit über 50 verschiedenen Sprachen bewohnt wird. Hinzu kommen acht chinesische Dialekte und unzählige differenzierte Kulturräume. Die Zuordnung der Insel Taiwan, der Städte Hongkong und Macao sowie der autonomen Provinzen Tibet, Xinjiang (新疆), der inneren Mongolei u.a. ist problematisch. Um das Jahr 1900 zählen zu den politisch und kulturell von China beeinflussten Gebieten heute unabhängige Staaten wie Nord- und Südkorea, die Mongolei, Vietnam, Burma, Thailand sowie weite Teile Sibiriens und

¹ vgl. Said, Edward W.: *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*. New York 1978. Adrian Hsia spricht in diesem Zusammenhang von einem Meta-China das zu China in einem Verhältnis wie der Orientalismus zum Orient steht.
vgl. Hsia, Adrian: Zur Typologie des anderen China mit besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 17-48. Hier S. 45-48.

zahlreiche andere Regionen. Für viele Europäer des frühen 20. Jahrhunderts, denen es unvorstellbar gewesen wäre Deutschland mit Frankreich gleichzusetzen, war es eine Selbstverständlichkeit die Länder China und Japan in einem Atemzug zu nennen. Über all diese differenzierten kulturellen Großräume konnte unter dem Sammelbegriff „China“ eine allgemeine Aussage getroffen werden.

In enger Wechselbeziehung mit dem Bild vom Fremden oder „image“ steht die Vorstellung vom eigenen Nationalcharakter oder „auto-image“, wovon sich das Bild vom Fremden zu unterscheiden hat.² Chinabilder können idealisiert sein, wenn Kritik an der eigenen Kultur oder Gesellschaft geübt werden soll. Häufiger aber stößt man auf ein negatives Chinabild, das die Vorzüge des Eigenen unterstreichen soll; irrationale Ängste des Westens genauso wie hoffnungsvolle Erwartungen können sich in einem Chinabild widerspiegeln. Die Arbeit stellt sich dem Anspruch, ein Chinabild bei den behandelten Schriftstellern festzustellen und darüber hinaus auch nach den historischen und gesellschaftlichen Gründen für die Entstehung dieses Bildes zu fragen, wie Manfred Fischer für die komparatistische Imagologie postuliert:

Anstatt sich lediglich unmittelbar an den Erscheinungsformen aufzuhalten – womit wenig erreicht und nichts erklärt wäre – wäre es weitaus wünschenswerter, in einer Darstellung der historischen Zusammenhänge um die Entstehung und Wirkung der nationenbezogenen Vorstellungsbilder – und zwar all ihrer Abstufungen – ihre komplexe Genesis aufzudecken.³

In der Untersuchung werden direkte Quellen, die Einfluss auf die Gestaltung des Chinabildes im Werk des jeweiligen Autors genommen haben ermitteln, sowie das geschichtliche und geistige Umfeld, in dem das Werk steht, beschreiben. Die Chinaromane als Resultat der verarbeiteten Quellen und eines historischen Umfeldes prägten ihrerseits wiederum stark die Rezeption und das Bild Chinas im Westen.

Ziel der Arbeit ist es nicht, das vorgefundene Chinabild zu berichtigen bzw. mit einer vermeintlichen Realität zu kontrastieren. Damit würde nur einem alten Chinabild ein neues jedoch gleichermaßen fragwürdiges „image“ entgegengestellt. Stattdessen will die Arbeit jede

² vgl. z.B.: Dyserinck, Hugo: *Komparatistik. Eine Einführung*. Bonn 1991 (3.Aufl.). (= Aachener Beiträge zur Komparatistik 1), S. 132-133.

³ Fischer, Manfred S.: *Nationale Images als Gegenstand Vergleichender Literaturgeschichte. Untersuchungen zur Entstehung der komparatistischen Imagologie*. Bonn 1981. (= Aachener Beiträge zur Komparatistik 6), S. 27.

Form des Bildes vom Fremden in Frage stellen und ist ein Beitrag zur Beseitigung vorgefasster Meinungen und Urteile, um so das Völkerverständnis zu fördern und Einblick in ideologische Prozesse, die in der Vergangenheit die geistigen Beziehungen zwischen nationalen Gruppen geprägt und belastet haben, zu gewähren.⁴ Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass nicht nur der Westen sich ein Bild von China gemacht hat; in der chinesischen Literatur finden sich gleichzeitig ebenfalls zahlreiche Beispiele dafür, dass auch chinesische Schriftsteller ein häufig undifferenziertes Bild vom Westen propagierten. Ein klares chinesisches Deutschlandbild lässt sich hingegen nur schwer aus den allgemein formulierten Vorstellungen vom Westen bzw. Europa herauslösen.⁵ Es wäre eine reizvolle Aufgabe das deutsche Chinabild mit dem Deutschlandbild der Chinesen zu kontrastieren; ein derartiges Vorhaben hätte aber zwangsläufig den Umfang dieser Diplomarbeit gesprengt. Weitere Aspekte mussten ebenfalls zugunsten einer übersichtlichen Strukturierung und einer klaren Themenvorgabe mit vorgegebenem Rahmen vernachlässigt werden. Die Beschränkung auf Beispiele aus der deutschsprachigen Literatur soll keinesfalls den Eindruck erwecken, dass es sich bei den vorgestellten Chinabildern um unabhängige Vorstellungen aus dem deutschen Sprachraum handelt. Das spezifische Chinabild in der deutschsprachigen Literatur ist Teil eines gesamteuropäischen Chinabildes, das trotz nationaler Sonderformen und zeitlicher Verzögerung in den allgemeinen Tendenzen und Aussagen sehr einheitlich ist. Vorstellungen über China sind in vielen Fällen aus anderen europäischen Nationalliteraturen übernommen worden und haben das deutsche Chinabild nachhaltig beeinflusst. Die Chinaromane von Pierre Loti, Somerset Maugham, André Malraux, Pearl S. Buck und vielen weiteren bedeutenden Schriftstellern sind kurz nach ihrer Erstveröffentlichung bereits ins Deutsche übersetzt worden und wurden intensiver rezipiert als die meisten deutschsprachigen Chinaromane. Wenige der im behandelten Zeitraum publizierten deutschsprachigen Chinaromane sind heute noch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, weswegen sich berechtigterweise die Frage stellt, ob der Roman in der deutschsprachigen Literatur überhaupt als bedeutender Träger eines Chinabildes gelten kann, oder ob es nicht sinnvoller wäre sich stattdessen mit den chinesischen Inhalten in der Bühnendichtung eines Bertold Brecht, mit

⁴ vgl. Dyserinck: *Komparatistik*. S. 130-132.

⁵ vgl. z.B. Yuan Zhiying: Das Deutschlandbild in der chinesischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 245-281.

den „chinesischen Erzählungen“ Franz Kafkas oder der Dichtung und Nachdichtung chinesischer Lyrik Klabunds (Pseudonym für Alfred Henschke) und anderer auseinanderzusetzen. Dem kann entgegengehalten werden, dass zum Chinabild dieser Schriftsteller bereits umfangreiche Forschungsergebnisse vorliegen, auf die im weiteren verwiesen werden kann. Außerdem kann der Roman als die literarische „Königdisziplin“ des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Keine der anderen literarischen Gattungsformen konnte zum Zeitpunkt der Publikation eine größere und breiter gefächerte Leserschichte an sich binden und derart effektiv ein Chinabild verbreiten. Auch Edward Said unterstreicht die Bedeutung des Romans bei der Verbreitung von Vorstellungen über das Fremde und der Formulierung kultureller Werte in einer Untersuchung für den englisch- und französischsprachigen Raum:

Da mein ausschließlicher Gesichtspunkt hier die moderne westliche Herrschaft des 19. und 20. Jahrhunderts ist, habe ich besondere Aufmerksamkeit kulturellen Schöpfungen wie dem Roman gewidmet, die, wie ich glaube, eine hohe Bedeutung bei der Herausbildung imperialer Einstellungen, Referenzen und Erfahrungen gehabt haben. Daraus folgt nicht, daß einzig der Roman bedeutsam war, sondern nur, daß ich ihn für dasjenige ästhetische Objekt halte, dessen Zusammenhang mit den expandierenden Gesellschaften Großbritanniens und Frankreichs sehr aufschlußreich ist.⁶

Eine vollständige und umfassende Darstellung des Chinabildes im deutschen Sprachraum müsste sich neben den literarischen China-Texten aller Gattungen im deutschsprachigen Raum und im europäischen Ausland zusätzlich eingehend mit Reiseberichten, wissenschaftlichen Publikationen zu China im behandelten Zeitraum, Zeitungsartikeln, Übersetzungen aus dem Chinesischen und schlichtweg auch mit allen anderen, nicht schriftlich festgehaltenen Quellen auseinandersetzen. Eine derart umfassende Darstellung kann und will diese Arbeit nicht sein. Bei der Informationsauswertung ist daher stark selektiv vorgegangen worden; nur Texte, die repräsentativ für das literarische Geschehen sind, werden in dieser Arbeit herangezogen. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit deutschsprachigen Chinaromanen. Abgesehen von einer Auswertung für eine Statistik wurden von mehreren Dutzend deutschsprachigen Autoren, die zwischen 1900 und 1930

⁶ Said, Edward W.: *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Frankfurt a. M. 1994. S. 14.

Chinaromane verfasst haben, nur fünf Personen und deren Werk ausgewählt und detailliert besprochen. Zur genaueren Charakterisierung des Chinabildes bei einzelnen Schriftstellern sind neben den Chinaromanen fallweise noch andere Publikationen dieser Schriftsteller zu China besprochen worden. Unter „Chinaromanen“ verstehe ich längere zusammenhängende fiktionale Texte deutschsprachiger Autoren, in denen das Land China eine zentrale Position einnimmt. Romane, in denen China und dessen Einwohner nur marginale Bedeutung innehaben, werden in dieser Arbeit nicht als Chinaromane kategorisiert. Beispielsweise rechtfertigt die Erwähnung des Geistes eines Chinesen im Roman „Effi Briest“ von Theodor Fontane noch nicht die Bezeichnung „Chinaroman“⁷ und auch die Figur des Sinologen Peter Kien als Hauptheld im Roman „Die Blendung“ von Elias Canetti reicht nicht aus, um von einem „Chinaroman“ sprechen zu können⁸. Nachdichtungen, wie der Text „Räuber und Soldaten“ (später unter dem Titel „Mörder aus Gerechtigkeit“) von Albert Ehrenstein, werden ebenfalls nicht in das Verzeichnis deutschsprachiger Chinaromane aufgenommen. Eine Reihe von Chinaromanen, deren Handlung in der Regel von chinesischen Protagonisten getragen wird, werden manchmal auch als „chinesische Romane“ bezeichnet.⁹ Diese Terminologie wird, um Missverständnisse zu vermeiden, in dieser Arbeit nicht übernommen. In der vorliegenden Arbeit versteht man unter „chinesischen Romanen“ ausschließlich Romane chinesischer Autoren und Übersetzungen dieser Romane. In manchen Fällen ist es schwierig Chinaromane von Reiseberichten oder biographischen Texten zu unterscheiden. Im Zeitraum von 1880 bis 1940 publizierte und eindeutig als Chinaromane identifizierte Werke sind in Punkt 7.2. des Literaturnachweises aufgelistet. Der Großteil dieser Texte ist sehr schwer zugänglich, da nur wenige öffentliche Bibliotheken die meist als Trivialliteratur abgeurteilten Werke gesammelt haben. In der Regel können heute derartige Texte nur mehr über Antiquariate verfügbar gemacht werden. In allen detailliert besprochenen Romanen der vorliegenden Arbeit ist zumindest ein Teil der Handlung in China lokalisiert.

⁷ Zwar handelt es sich bei „Effi Briest“ um keinen Chinaroman, dennoch lassen sich wertvolle Erkenntnisse über ein deutsches Chinabild aus dieser Erzählung ziehen. Vgl. Schuster, Ingrid: *Vorbilder und Zerrbilder. China und Japan im Spiegel der deutschen Literatur 1773-1890*. Bern 1988. (= Schweizer asiatische Studien; Monographien 6). Hier S. 178-190.

⁸ Auch in diesem Roman Elias Canettis spielt China eine nicht unbedeutende Rolle. vgl. Ning Ying: China und Elias Canetti. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 151-161.

Karl May, der als erster deutscher Schriftsteller im 19. Jahrhundert Chinaromane verfasste, kommt in der vorliegenden Arbeit besondere Bedeutung zu. Die Chinaerzählungen zählen zwar nicht zu den bekanntesten Werken des Schriftstellers Karl May, sie nehmen aber doch einen bedeutenden Platz in seinem Gesamtwerk ein und werden bis in die Gegenwart von zahlreichen Lesern intensiv rezipiert. Zwar ist nur einer der insgesamt drei Chinaromane Mays nach 1900 erschienen, dennoch behandle ich alle drei Romane sowie die weiteren Chinaerzählungen des Schriftstellers unabhängig von ihrem Erscheinungsdatum mit gleicher Aufmerksamkeit. Aus Mays Texten lässt sich sehr gut ein Chinabild des ausgehenden 19. Jahrhunderts herauslösen, das weit ins 20. Jahrhundert hinein noch die Vorstellungen über China im deutschsprachigen Raum beherrschen sollte. Die Karl-May-Forschung hat sich bereits intensiv mit den Chinaromanen des Schriftstellers auseinandergesetzt; leider existiert jedoch meines Wissens bis dato keine umfangreiche Gesamtdarstellung der vorwiegend in Einzelaufsätzen publizierten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu Karl Mays Chinabild.

In weiterer Folge wende ich mich den beiden Chinaromanen Elisabeth von Heykings zu, deren schriftstellerisches Werk heute nahezu in Vergessenheit geraten ist, obwohl die Schriftstellerin zu ihrer Zeit mit großem Erfolg publizierte und zumindest bis vor dem Zweiten Weltkrieg sehr stark rezipiert wurde. Besonders bemerkenswert in der Beschäftigung mit Heykings Chinaromanen ist, dass die Schriftstellerin als eine der ersten deutschen Frauen China selbst erlebt hat, und als Gattin des deutschen Gesandten in Peking, Edmund von Heyking, die Stimmung in dieser Stadt knapp vor Ausbruch des Boxeraufstands miterleben konnte. Das Gesamtwerk der Schriftstellerin Elisabeth von Heyking ist wissenschaftlich noch kaum erschlossen.

Ebenfalls von der Wissenschaft bisher kaum beachtet wurden die Texte Eugen von Binder-Krieglsteins. Sein Chinaroman und seine Chinaerzählungen stellen bestimmt keinen literarischen Höhepunkt dar. Die Besprechung der Texte dieses chinaerfahrenen österreichischen Schriftstellers soll unterstreichen, dass nicht nur deutsche Staatsbürger Chinaromane verfasst haben, und dass die in seinen Werken in erschreckender Deutlichkeit formulierten rassistischen Vorurteile gegenüber China und dessen Einwohner keine ausschließlich deutsche (wie auch keine rein deutschsprachige) Ausprägung sind.

⁹ vgl. Bae Ki-Chung: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. Marburg 1999. (= Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag; Reihe Germanistik 5), S. 23-30.

Abschließend erörtere ich noch zwei literarisch sehr hochwertige und innovative Chinaromane von Alfred Döblin und Richard Huelsenbeck. Döblin hat mit „Die drei Sprünge des Wang-lun“ den heute wohl bekanntesten und außergewöhnlichsten Chinaroman seiner Zeit verfasst. Huelsenbecks Chinaroman „China frißt Menschen“ steht Döblins Werk qualitativ in nichts nach, kann sich jedoch nicht mit Döblins Erfolgen bei den Lesern messen und ist heute unverdientermaßen nahezu in Vergessenheit geraten. Die neuen Kunstströmungen des ausgehenden neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts erhielten vielfach Anregungen durch die Kunst und Kultur Ostasiens. Während dem asiatischen Einfluss auf Impressionismus, Jugendstil und Expressionismus, der eine neue Ausdrucksform in der europäischen Kunst und Literatur erst ermöglichte, bereits detailliert nachgegangen wurde, sind die Beziehungen der avantgardistischen Gruppen wie die der Futuristen, Dadaisten und Surrealisten zu Ostasien noch weitgehend unerforscht geblieben. Eine Ausnahme stellt dabei Döblin dar, der sich keiner der avantgardistischen Gruppen klar zuordnen lässt; die Funktion, die China, insbesondere chinesische Philosophie und Kultur, in Döblins Werk einnimmt, ist in zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen bereits detailliert erforscht worden.

Die zeitliche Beschränkung auf den Zeitraum von 1900 bis 1930 in der Besprechung wird nicht streng eingehalten; auch früher publizierte Werke werden für die Untersuchung herangezogen. Einen Ausblick auf das literarische Schaffen zu China nach 1930 soll eine Verbindung zur späteren Beschäftigung mit China in der deutschsprachigen Literatur herstellen. Während China in der deutschsprachigen Romanliteratur des 19. Jahrhunderts nur selten besprochen worden war, wurden seit 1900 zahlreiche Chinaromane publiziert. Um 1910 und noch einmal um 1920 potenzierte sich das literarische Interesse an China und erreichte in den 20er Jahren einen neuen Höhepunkt.

Ebenso wie in Europa seit 1900 ein verstärktes Interesse an China bestand, rezipierten die Chinesen die kulturellen Errungenschaften des Westens. Ausgehend von der Erkenntnis militärischer und wirtschaftlicher Unterlegenheit, versuchte China zunehmend in allen Wissens- und Kulturbereichen von Europa zu profitieren. Europäische Literatur wurde in China erst ab ca. 1900 intensiv rezipiert und übersetzt, was dazu führte, dass die Literatur Europas aus mehreren Jahrhunderten gleichzeitig wahrgenommen wurde. Antike, Aufklärung und Gegenwartsliteratur Europas traten zum selben Zeitpunkt in das Bewusstsein chinesischer

Schriftsteller. Entsprechend groß war anfänglich die Verwirrung, die im literarischen Schaffen Chinas im 20. Jahrhundert herrschte. Ohne die Anregungen aus dem Westen wären die Schriften einer ganzen Generation großer Autoren der chinesischen literarischen Moderne wie Lu Xun (魯迅), Yu Dafu (郁達夫), Guo Moruo (郭沫若) u.v.a. nicht denkbar.¹⁰

Für die Auswahl der in der Arbeit behandelten Beispieltex-te spielt die literarische Qualität nur eine nebensächliche Rolle. Auch aus Texten, die der sogenannten Trivialliteratur oder Unterhaltungsliteratur zugerechnet werden, lassen sich sozialgeschichtlich interessante Aspekte herauslösen. Das Chinabild in den Chinaromanen der verschiedenen Autoren ist nicht einheitlich sondern vielschichtig, manchmal sogar widersprüchlich, dennoch lassen sich generelle Tendenzen in der Darstellung Chinas feststellen und eine Entwicklung im deutschen Chinabild nachzeichnen, auf die in den folgenden Kapitel noch näher eingegangen werden wird.

Diese Arbeit ist in vielen Bereichen den Ergebnissen und Darstellungen zum Chinabild im deutschen Sprachraum den engagierten Dissertationsprojekten jüngerer Datums der chinesischen Germanisten Fang Weigui, Li Changke und Zhang Zhenhuan sowie des Koreaners Bae Ki-Chung verpflichtet. Wichtige Erkenntnisse verdanke ich außerdem den Werken von Wissenschaftlern wie Wolfgang Bauer, Günther Debon, Adrian Hsia, Kuo Heng-yü und Ingrid Schuster, um nur einige zu nennen, die sich in zahlreichen Publikationen um die Erforschung der kulturellen Beziehungen zwischen West und Ost verdient gemacht haben.

¹⁰ vgl. Schmidt-Glitzner, Helwig: *Geschichte der chinesischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1990. S. 497-520.

Um Missverständnisse zu vermeiden, werden neben jeden erstmals erwähnten chinesischen Namen oder Begriff die entsprechenden chinesischen Schriftzeichen gestellt. Es stellt sich weiters die Frage, wie die chinesische Aussprache von Wörtern und Silben darzustellen ist. Dieses Problem wird gelöst indem im Text die populärste Umschrift, nämlich die in der VR China gebräuchliche und sich in wissenschaftlichen Arbeiten durchsetzende Hanyu Pinyin-Umschrift (漢語拼音), verwendet wird. In Zitaten habe ich selbstverständlich die ursprünglich verwendete Verschriftlichung wiedergegeben. Ist im Text eine literarische Figur oder ein Begriff aus einem der besprochenen Texte gemeint, so wird die alphabetische Verschriftlichung des jeweiligen Autors verwendet; bezieht sich die Aussage im Text hingegen auf eine tatsächliche historische Persönlichkeit oder auf einen unabhängigen chinesischen Begriff, so wird die Pinyin-Umschrift angegeben. Den Protagonisten aus Döblins Roman schreibe ich beispielsweise also „Wang-lun“, während ich für den historischen Sektenführer die Schreibweise „Wang Lun“ wähle. In Fällen, in denen sich zu einem chinesischen Begriff eine deutsche Schreibung eingebürgert hat, wie beispielsweise „Peking“, „Schanghai“, „Taoismus“, „Konfuzius“ usf., wird diese angeführt. Alle chinesischen Begriffe sind im Glossar alphabetisch nach der Pinyin-Umschrift aufgelistet. In einer zusätzlichen Spalte ist im Glossar der Pinyin-Umschrift die vor allem in älteren Publikationen sehr populäre Wade-Giles-Umschrift beige gestellt worden. Außerdem sind in einigen Fällen weitere gebräuchliche Verschriftlichungen des chinesischen Begriffes angeführt.

2. Kontakte und Beziehungen zwischen China und Europa bis 1900

Nach Ende des Römischen Imperiums wurde China oder, wie es damals manchmal bezeichnet wurde, Katay bzw. Seres über das Mittelalter hinweg bis auf wenige Ausnahmen (z.B. Marco Polo) in Europa nicht wahrgenommen. Erst nach Beginn der Missionstätigkeiten der Jesuiten in China kamen wieder gesicherte Informationen von jenem fernen Land nach Europa. Von größter Bedeutung für das in Europa entstehende Chinabild waren die zahlreichen Reiseberichte und Beschreibungen, die in der Folge von Jesuiten verfasst worden sind. Diese Benachrichtigungen aus China waren meist sehr schönfärberisch und unterließen es, Negatives von China zu berichten, um der Missionstätigkeit nicht zu schaden. Deshalb wurde China lange Zeit über von vielen europäischen Gelehrten für das Musterbeispiel eines idealen Staates und einer idealen Gesellschaft gehalten. Neben den Berichten aus China von Jesuiten gab es aber auch relativ früh schon gedämpftere Berichte, die vorwiegend von holländischen oder englischen Kaufleuten und Reisenden verfasst worden sind, welche vor allem ihren Unmut über die strengen Zollbestimmungen in China äußerten. Jedoch wurde diesen Berichten ungleich weniger Beachtung geschenkt als den jesuitischen. Die populärste unter den jesuitischen Publikationen war eine ab 1735 verfasste Kompilation vieler dieser Schriften und Berichte durch den Jesuiten J. B. Du Halde (Übertragung ins Deutsche 1747 ff.). Du Halde äußerte sich besonders positiv über China, obwohl er dieses Land selbst nie betreten hatte. Sein Werk „Description géographique, historique [...] de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise“ ist sehr umfangreich und beinhaltet neben Reisebeschreibungen und Erklärungen zum Konfuzianismus auch einige übersetzte Beispiele für chinesische Literatur.

Grundsätzlich sind zwar chinesische Gebrauchsgüter wie Vasen, Lackschnitzereien oder Tee in Europa seit dem Rokoko allgemein bekannt geworden (= Chinoiserie), auch mit dem Konfuzianismus ist man bereits vertraut, jedoch von der eigentlichen chinesischen Kultur und Literatur weiß man so gut wie gar nichts.¹¹

In der Bewertung Chinas im 18. Jahrhundert lassen sich zwei einander diametral entgegengesetzte Richtungen bzw. Chinabilder feststellen. Vor allem in der früheren Aufklärung wird China meist positiv eingeschätzt. Wichtigster Bewunderer Chinas war

¹¹ vgl. z.B. Berger, Willy Richard: *China-Bild und China-Mode im Europa der Aufklärung*. Köln; Wien 1990 (= Literatur und Leben; Neue Folge 41).

sicherlich Voltaire (1694-1778), der sich in zahlreichen Schriften immer wieder dieses Landes annimmt.¹² Bewunderer und Verehrer Chinas waren auch die beiden Deutschen Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) sowie Christian Wolff (1679-1754)¹³, der seiner akademischen Karriere an der Universität Halle 1721 durch seine „Rede von der Sittenlehre der Chineser“¹⁴ schadete. Er wurde aufgrund des „atheistischen Inhaltes“ dieser Rede seines Lehrstuhles enthoben und musste Preußen verlassen. Leibniz, der am intensivsten versuchte, kulturelle und wissenschaftliche Verbindungen zwischen Deutschland und China herzustellen, äußerte sich in seinem „Vorwort zu[r] Novissima Sinica“ (1697, 1699²) folgendermaßen:

Aber wer hätte einst geglaubt, daß es auf dem Erdkreis ein Volk gibt, das uns, die wir doch nach unserer Meinung so ganz und gar zu allen feinen Sitten erzogen sind, gleichwohl in den Regeln eines noch kultivierteren Lebens übertrifft? Und dennoch erleben wir dies jetzt bei den Chinesen, seitdem jenes Volk uns vertrauter geworden ist. Wenn wir daher in den handwerklichen Fertigkeiten ebenbürtig und in den theoretischen Wissenschaften überlegen sind, so sind wir aber sicherlich unterlegen – was zu bekennen ich mich beinahe schäme – auf dem Gebiet der praktischen Philosophie, ich meine: in den Lehren der Ethik und Politik [...] ¹⁵

Jedenfalls scheint mir die Lage unserer hiesigen Verhältnisse angesichts des ins Unermeßliche wachsenden moralischen Verfalls so zu sein, daß es beinahe notwendig erscheint, daß man Missionare der Chinesen zu uns schickt, die uns Anwendung und Praxis einer natürlichen Theologie lehren könnten, in gleicher Weise wie wir ihnen Leute senden, die sie die geoffenbarte Theologie lehren sollen.¹⁶

Leibniz erkennt ganz richtig, dass die Chinesen zu seiner Zeit den Europäern, was technische Errungenschaften und Wissenschaft betrifft, bereits unterlegen sind. Moralisch aber, so meint er, sind sie diesen um vieles voraus, einzig fehlt ihnen „die geoffenbarte Theologie“, also die christliche Religion. Ein Austausch kann für beide Kulturen, so meint Leibniz, nur von Vorteil sein.

¹² vgl. ebd. S. 66-81.

¹³ vgl. ebd. S. 52-58.

¹⁴ Wolff, Christian: Rede von der Sittenlehre der Chineser. In: *Deutsche Denker über China*. Hrsg. Adrian Hsia. Frankfurt a. M. 1985. S. 42-72.

¹⁵ Leibniz, Gottfried Wilhelm: Vorwort zu "Novissima Sinica". Das Neuste von China zur Erhellung der Geschichte unserer Zeit. In: *Deutsche Denker über China*. Hrsg. Adrian Hsia. Frankfurt a. M. 1985. S. 9-41. Hier S. 11.

¹⁶ Leibniz: *Vorwort zu "Novissima Sinica"*. S. 17.

Ganz anders sehen die beiden französischen Philosophen Montesquieu (1689-1755) und Rousseau (1712-1778)¹⁷ die Situation. Obwohl sie ebenso wie die Verehrer Chinas ihr Wissen über dieses Land aus denselben Quellen ziehen, sind sie heftige Kritiker jenes Landes und vermeinen in China eine verabscheuungswürdige und entartete Despotie zu sehen. In Deutschland wenden sich etwas später auch Johann Gottfried Herder (1744-1803) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) gegen China. Herders hartes Urteil nimmt folgenden relativ ignoranten Ton an:

Das Reich ist eine balsamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemahlt und mit Seide umwunden; [...] Es [das chinesische Volk] ist ein Winkelvolk auf der Erde, vom Schicksal außer den Zusammendrang der Nationen gesetzt und eben dazu mit Bergen, Wüsten und einem beinah Buchtlosen Meer verschanzet.¹⁸

Die chinesische Kultur, behauptet Herder, kenne keinen Fortschritt, keine dynamische Entwicklung. Die Chinesen sind seit Jahrhunderten Kinder ihrer ewigen Gesetze und unabhängigen kindischen Einrichtung geblieben.

Seit Ende des 18. Jahrhunderts festigt sich in Europa ein negatives Chinabild, das in gewissem Sinne bis zum heutigen Tage seine Spuren in der Bewertung Chinas hinterlassen hat. Dafür verantwortlich zu machen sind mit Sicherheit die enormen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die in China stattfanden sowie das Umdenken der Europäer in ihrer Chinapolitik zu Gunsten einer kolonialistischen Neubewertung. Insgesamt bildete sich ein neues, bisher nicht dagewesenes Bewusstsein der eigenen (europäischen) Überlegenheit gegenüber der chinesischen wie auch gegenüber allen anderen Kulturen der außereuropäischen Welt.

Die moralische Überlegenheit der europäischen Völker, ihre Pflicht, die Barbaren Asiens und die Wilden Afrikas an die Errungenschaften der Zivilisation heranzuführen, und ihr Recht, dies notfalls mit Gewalt zu tun: dies war seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts eine unausgesprochene Annahme gesamteuropäischen Weltverständnisses und ein gemeinsamer Nenner zwischen den europäischen Nationen, der sie bei ernsten

¹⁷ vgl. Berger: *China-Bild und China-Mode*. S. 108-118.

¹⁸ Herder, Johann Gottfried: *China. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. In: *Deutsche Denker über China*. Hrsg. Adrian Hsia. Frankfurt a. M. 1985. S. 117-134. Hier S. 129.

Herausforderungen durch die „Eingeborenen“ über alle Rivalitäten hinweg rasch zu inter-imperialistischer Solidarität finden ließ.¹⁹

England war die erste westliche Macht, die sich erfolgreich gegen die chinesische Großmacht durchsetzte, indem es im Verlauf des Opiumkrieges (1840-1842) seine Position in China stärken und ausbauen konnte.

Es [= der Opiumkrieg] war Chinas erster Waffengang gegen eine europäische Macht und der erste Konflikt, den die Qing-Dynastie nicht zu ihren eigenen Gunsten entschied. Als Folge – die sicher wichtigste Folge – wurde China gezwungen, sich den Umgangsformen und Verfahrensweisen europäischer Diplomatie und Völkerrechtspraxis anzupassen, die sich mit ihrer Anwendung auf China [...] vollends universalisierten.²⁰

Zwar trug der nun ungehemmte Opiumhandel in doppelter Hinsicht zur Schwächung der Position Chinas bei: Einerseits begann China unter der negativen Handelsbilanz im Außenhandel, die beinahe hundert Jahre lang anhalten sollte, zu leiden, zum anderen wurde die chinesische Bevölkerung durch den zunehmenden Opiummissbrauch nicht unwesentlich geschwächt; den eigentlichen Bruchpunkt der politischen Vormachtsstellung der chinesischen Regierung in China und in ganz Ostasien bewirkte aber ein innerchinesischer Konflikt: „Der Taiping-Aufstand“ (太平天國之亂). Der Aufstand bzw. die Revolution der Taiping dauerte von 1850 bis 1864 an, und größte Teile Südchinas waren von den Folgen dieser Erhebung massiv betroffen: *Die Zahl der Menschen, die in diesem Zeitraum ihr Leben verloren haben, wird auf 20 Millionen geschätzt²¹; an die 600 chinesischen Städte sind bei diesen Auseinandersetzungen zerstört worden.*²²

Nun standen den ausländischen Mächten im endgültig geschwächten China Tür und Tor offen, und man machte sich daran, China in verschiedene Einflussphären ausländischer Mächte einzuteilen. Allen voran engagierten sich England, Frankreich, Russland, die USA und Japan in China. Den nächsten, größeren militärischen Schlag gegen China stellte der

¹⁹ Osterhammel, Jürgen: *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*. München 1989. S. 138.

²⁰ ebd. S. 126-127.

²¹ Osterhammel, der sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten wenig auf Zahlenspielerien einläßt, nimmt sogar die doppelte Menge an Opfern durch den Taiping Aufstand an. vgl. Osterhammel: *China und die Weltgesellschaft*. S. 150.

²² Ladstätter, Otto; Linhart, Sepp: *China & Japan. Die Kulturen Ostasiens*. Wien 1983. S. 190.

Chinesisch-Japanische Krieg (1894/95) dar. Als dessen Folge musste China bedeutende Gebiete an Japan abtreten, aber auch die europäischen Mächte, die nicht zu kurz kommen wollten, entrissen der chinesischen Verwaltung immer größere Gebiete, um eigene Kolonien und Einflussphären einzurichten.

2.1. China im Werk von Karl May

Karl Mays (1842-1912) Sicht und Behandlung Chinas stellt ein gutes Beispiel für den Umgang mit fremden Kulturen in der deutschen Literatur vor und um 1900 dar. In diesem Problemkreis nimmt May eine nicht zu unterschätzende Position ein. Man mag von der literarischen Qualität der Texte Mays halten, was immer man will, unbestreitbar ist Karl May der auflagenstärkste und somit der populärste deutsche Schriftsteller überhaupt, und dementsprechend hoch ist auch sein Einfluss und seine Bedeutung zu beurteilen.

Das Land China und dessen Kulturen nehmen im Gesamtwerk Karl Mays zwar mit Sicherheit nicht die Position ein, die etwa der arabisch-muslimische Kulturkreis oder Nordamerika mit seinen Kolonisten und Ureinwohnern innehaben. Dennoch verfasste Karl May eine Reihe von Reiseerzählungen, in deren Mittelpunkt das Land China steht bzw. chinesische Charaktere stehen. Karl May wird mit „Der Kiang-lu“ (1880) und „Kong-Kheou, das Ehrenwort“ (1888/89) zum ersten deutschen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts – jedoch nicht zum einzigen, wie Adrian Hsia fälschlicherweise behauptet –, der China zum Gegenstand eines Romans macht.²³ Da May China nie bereist hatte und auch der chinesischen Sprache nicht mächtig war, bezog der Schriftsteller sein Wissen über China aus diversen Reiseberichten und anderen Quellen. Folglich stellt das Chinabild Mays ein *Kaleidoskop der gängigen Vorstellungen über China*²⁴ zu seiner Zeit dar. Im Rahmen der „Materialbesorgung“ für seine „China-Erzählungen“ hat sich der Schriftsteller Karl May intensiv mit Geographie und Kulturen Chinas auseinandergesetzt. Aufschlussreich ist auch das Nachvollziehen der Beschäftigung Karl Mays mit der Sprache der Chinesen. Die „China-spezifischen Romane“

²³ vgl. Hsia, Adrian: Chinesien. Zur Typologie des anderen China in der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts. In: *Arcadia* 25, 1990. S. 44-65. Hier S. 49.

²⁴ vgl. Li Changke: *Der China-Roman in der deutschen Literatur 1890-1930. Tendenzen und Aspekte*. Regensburg 1992 (= Theorie und Forschung 209, Literaturwissenschaft 12), S. 56.

verschaffen dem Schriftsteller bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines China-Experten, eine offensichtlich sehr hochgegriffene Einschätzung.²⁵

2.1.1. Karl Mays „China-Erzählungen“

2.1.1.1. Der Sammelband „Am Stillen Ocean“ und „Ein Phi-Phob“

Bei der Veröffentlichung von „Am Stillen Ocean“ handelt es sich um den elften Band der Reihe „Karl May’s gesammelte Reiseromane“ vom Verlag Friedrich Ernst Fehsenfelds aus dem Jahr 1894. Der Band beinhaltet fünf Erzählungen, von denen die ersten vier bereits andernorts veröffentlicht worden sind und für diese Ausgabe nur neu überarbeitet wurden, während die letzte Erzählung „An der Tigerbrücke“ 1894 speziell für diese Buchausgabe konzipiert worden ist. Von besonderem Interesse in Hinsicht auf die Darstellung Chinas ist die Erzählung „Der Kiang-lu“, aber auch die nachfolgenden drei Erzählungen „Der Brodnik“, „Der Girl-Robber“, und „An der Tigerbrücke“ gehen am Rande auf Chinathemen ein.

Erstmals erschienen ist „Der Kiang-lu“ in „Der deutsche Hausschatz in Wort und Bild.“ Sept.-Dez. 1880. In dieser Erzählung finden die beiden Protagonisten Charley alias Karl May und Kapitän Frik Turnerstik, ein Amerikaner, auf den Bonininseln den gestrandeten Chinesen Kong-ni, mit dem sie dann gemeinsam weiter nach China reisen. Die Reise führt zuerst nach Hongkong, wo Charley, der durch Bestechung und Beziehungen zu einem Mandarin wird, und Turnerstik sich chinesische Kleidung zulegen. Von Hongkong reist man auf einem Fluss weiter nach Kuang-tscheu-fu. Auf der Reise sind chinesische Flusspiraten zu überwältigen und deren Gefangene zu befreien. Die Reisenden beschließen nach Li-ting zu gehen, wo sowohl der Vater Kong-nis als auch der Anführer der Flusspiraten, der Kiang-lu, leben. Die Helden müssen die Ehefrau des Kiang-lus, eine Christin, aus der Drachenschlucht befreien, wobei ihr verbrecherischer Gatte zu Tode kommt. Auf dem Rücken von Pferden flieht man schließlich zurück zum Schiff des Kapitäns. Die Erzählung endet mit einem abrupten Schluss, der einige Fragen offen lässt.

²⁵ vgl. z.B. Heinemann, Erich: o.T. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 12, Juni 1972. S. 1-2. Hier S. 1.

In den Grundzügen handelt es sich um eine Vorgängererzählung zur umfangreicheren Reiseerzählung „Kong Kheou“, in der Kapitän Turnerstik wieder als Protagonist erscheint und sogar der Handlungsverlauf Ähnlichkeiten aufweist.

Die Darstellung von Chinesen und deren Land ist eher negativ. Die Chinesen sind verlogen, korrupt, ungebildet, selbst anfänglich positiv erscheinenden Charaktere wie Kong-ni geraten in ein schiefes Licht. Einleitend schreibt Karl May zwar mit Bewunderung:

China!

Wunderbarstes Land des Ostens, riesiger Erdendrache, der seinen Zackenschwanz im tiefen Weltmeer badet, den einen Flügel in die Eisregionen Sibiriens und den andern in die dampfenden Dschungeln Indiens schlägt [...], werde ich es wagen dürfen, dir zu nahen, und werde ich deinen feindseligen Basiliskenblick mit meinem Barbarenauge ertragen können?

Größtes Volk der Erde [...], darf ich nichtiges Würmchen auf einem Blatte dieser Blume ruhen, um die – Seligkeiten ihres Duftes zu erforschen? [...] Ich bin nicht aus dem Lande der Franka und Ingli, welche mit Schwert und Pulver zu dir kommen, um deinen Kindern das Gift des Opiums aufzuzwingen, deine Städte zu verheeren und deinen Pings [...] zu sagen, daß sie Memmen sind. Ich stamme vielmehr aus dem Lande der Tao-dse [...], die deine Herrlichkeit bewundern, deine Größe preisen und nichts anderes wünschen, als daß der Glanz deiner Weisheit strahle in Frieden auch über ihrem Haupte!²⁶

Von dieser Bewunderung für China und von der Einsicht, dass die Ausländer China durch ihre kolonialistischen Interessen schaden, ist im nachfolgenden Text nichts mehr zu bemerken. Ähnlich verhält es sich auch in den übrigen Texten des Bandes „Am Stillen Ocean“.

In „Der Brodnik“ (erstmal erschienen 1880 in der Zeitschrift „Deutscher Hausschatz“) trifft man den Protagonisten Karl May am Schluss der Erzählung in der Mongolei an. Die Mongolen werden im Vergleich zu den Chinesen zu den besseren Asiaten, da sie der christlichen Religion gegenüber aufgeschlossener sind. Chinesen, die in dieser Erzählung nur am Rande vorkommen, werden als *arglistig und impassabel*²⁷ beschrieben. Die chinesische Verwaltung, repräsentiert durch einen opiumsüchtigen, arbeitsscheuen Mandarin, taugt nichts, die Kultur befindet sich, so wie die Chinesische Mauer, im Zustand des Verfalls.

Auch in der Erzählung „Der Girl-Robber“ (Oktober bis November 1879 erstmals in der

²⁶ May, Karl: Der Kiang-lu. In: K. M. *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.) S. 67-318. Hier S. 69-70.

²⁷ May, Karl: Der Brodnik. In: K. M. *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.) S. 319-382. Hier S. 372.

„Deutsche Hausschatz“ erschienen) werden Piraten von Chinesen gemimt. Dem wegen Mordes verfolgten Diener Kaladi wird auf die Beantwortung der Frage, wen er ermordet habe, von seinem Herrn Sir John Raffley erwidert: *Ein Chinese nur? Das ist gut!*²⁸ An anderer Stelle heißt es als Charakterisierung der Chinesen:

Der Chinese ist nämlich in jenen Strichen nicht sehr beliebt. Er verdient vollständig, der Jude des Ostens genannt zu werden. Den kleinsten Gewinn nicht verschmähend, opfert er einem größeren Vorteile alles, was er zu opfern hat, findet sich zu Lande leicht in jede Lage und scheut auch die Wogen der See nicht, wenn es gilt, einen verhältnismäßigen Nutzen zu ziehen. Dann ist er ebenso schlau wie kühn, ebenso energisch wie gewissenlos, und es gehört ein tüchtiger Gegner dazu, ihm durch List oder Gewalt den Weg zu verlegen.²⁹

In der, den Text „Der Girl-Robber“ fortsetzenden, Erzählung „An der Tigerbrücke“, deren Handlung vorwiegend im Südchinesischen Meer stattfindet, bemerkt man keinesfalls eine Wandlung der Tendenz in der Darstellung von Chinesen, bezeichnend sei folgendes Zitat:

„Ist er ein ehrlicher Mann?“ fragte ich.

„Unbedingt, soweit man nämlich bei einem chinesischen Händler von Ehrlichkeit sprechen kann.“³⁰

Auch in der nahezu unbekannt gebliebenen kurzen Erzählung „Ein Phi-Phob“, 1887 abgedruckt in der Zeitschrift „Der Gute Kamerad. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung“, wird ein feiger, verlogener und diebischer Chinese geschildert. Fi, der chinesische Führer einer gemischten Reisegruppe durch Burma, stiehlt einem Reisenden eine teure Uhr (ein Delikt, das für den Verfasser May zum Trauma geworden ist) und möchte für dieses Vergehen die Bewohner eines nahegelegenen Dorfes verantwortlich machen. Es stellt sich heraus, dass Fi selbst der Täter ist, woraufhin der Chinese erbarmungslos und zur Belustigung der Reisegesellschaft bestraft bzw. vielmehr gequält wird:

²⁸ May, Karl: Der Girl-Robber. In: K. M. *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.) S. 383-476. Hier S. 395.

²⁹ ebd. S. 413.

³⁰ May, Karl: An der Tigerbrücke. In: K. M. *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.) S. 477-607. Hier S. 559.

„Jetzt sollst du nun dein eigenes Urteil schmecken.“ sagte der Hoi. „Du wirst meinen Phi=Phob [in diesem Fall ein Gecko] verspeisen und dazu die Rotangs kosten, bis der Phi=Phob in deinem Großmaule verschwunden ist!“

„Yes!“ lachte Mr. Phelps. „A very famous pleasure!“

Der Dieb erhob laut schreiend Einsprache, aber vergebens. [...] Sechs Indier ergriffen den Chinesen und stießen ihn zu Boden. Dort festgehalten, mußte er sich ein Stück des gebratenen Phi=Phob nach dem anderen in den zeternden Mund schieben lassen. Bei jeder Weigerung seinerseits sausten seine eigenen Rotangs auf ihn nieder. Das Gesicht, welches er zog, war unbeschreiblich. [...]

„Yes, yes!“ nickte Mr. Shower vergnügt. „This executership is an extra ordinary delightful!“³¹

Im Frühwerk Karl Mays bis 1894 wird Chinesen im Regelfall also eine negative, rassistisch geprägte Charakterisierung auf den Leib geschrieben, und auch die Darstellung Chinas fällt, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht positiv aus. Im Umgang mit Chinesen, Menschen zweiter Klasse, gelten die hehren Grundsätze der westlichen Zivilisatoren nicht.

2.1.1.2. „Kong-Kheou, das Ehrenwort“ (bzw. „Der blau-rote Methusalem“)

Erstmals ist dieser Roman in der Zeitschrift „Der Gute Kamerad. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.“ Sept. 1888 - Sept. 1889 unter dem Titel „口升 oder Kong-Kheou, das Ehrenwort“ erschienen. „Kong-Kheou“ war der dritte Text des Schriftstellers, der in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist. In Buchform ist die Erzählung, gegenüber der Erstveröffentlichung überarbeitet, 1892 unter dem Titel „Der blau-rote Methusalem“ erstmals gedruckt worden.³² Der Roman wurde zu einem der erfolgreichsten Werke Mays und Wollschläger bezeichnet ihn sogar als *das beste der exotischen Hausmärchen*³³ Mays.

Bei dem in zwei große Kapitel und ein kurzes Schlusskapitel gegliederten Roman handelt es sich um eine „Erzählung für die Jugend“, weswegen erfrischend wenig religiöse Botschaft bzw. Propaganda enthalten ist, was aber ansonsten den Text im Verhältnis zu anderen Karl

³¹ May, Karl: Ein Phi-Phob. In: K. M.: *Der Schwarze Mustang. Reprint der Karl-May-Gesellschaft*. Hamburg 1991. (=KMG-Reprint der Reihe „Der Gute Kamerad“ 7), S. 251-254. Hier S. 254.

³² vgl. auch: Wiedenroth, Hermann; Wollschläger, Hans: Editorischer Bericht. In: *Karl May: Kong-Kheou, das Ehrenwort. Der blau-rote Methusalem. Erzählung*. Nördlingen 1988. (= Karl Mays Werke. Abt. III, Erzählungen für die Jugend 2), S. 551-561.

³³ Wollschläger, Hans: *Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens*. Zürich 1976. S. 71.

May-Erzählungen noch nicht weiter charakterisieren würde. Typisch für diese Form der Karl May-Erzählungen ist, dass sie meist nicht in der Ich-Perspektive erzählt sind (also kein omnipotentes Alterego Karl Mays in der Handlung auftritt), sondern ein auktorialer Erzähler die Geschichte vermittelt.

Die Handlung des Romans spielt acht Jahre nach der Niederschlagung des Taiping-Aufstandes, also im Jahr 1874.³⁴ Die Erzählung nimmt in Deutschland ihren Ausgangspunkt, von wo der höhersemestrige Student Degenfeld alias „Der blaurote Methusalem“ gemeinsam mit seinem Gefolge bestehend aus dem jugendlichen Richard Stein, seinem Leibdiener und Wicksier Gottfried und seinem Hund nach China auszieht, um die Verwandten des nach Deutschland geflüchteten Thee-Händlers Ye kin li sowie den Onkel Richard Steins aufzustöbern und nach Hause bzw. in die deutsche Fremde zu bringen. Erste Station der Reise in China ist Hongkong, von wo man mit dem Schiff nach Kanton weiterzureisen beabsichtigt. Bei dieser Reise sind eine Piratenschunke einschließlich Besatzung von den Helden zu überwältigen und die Gefangenen der Seeräuber, darunter zwei hochgestellte chinesische Mandarine, zu befreien. In Kanton wiederum muss eine Intrige aufgelöst werden, und zwei Begleiter der ständig anwachsenden Reisegruppe müssen aus dem Gefängnis befreit werden. Auf der abschließenden Reise nach Ho tsing ting, dem Ort wo der Onkel Richards eine mustergültige Ölförderungsanlage mit deutschem Knowhow erbaut hat, stößt man sämtliche Verwandte des Thee-Händlers auf, rettet chinesische Muslime vor den andersgläubigen Blutsbrüdern und entdeckt zusätzlich noch einen vergrabenen Schatz. Am Endpunkt der Reise in Ho tsing ting löst sich die Handlung in der Offenlegung aller Verwandtschaftsverhältnisse und in heimatabendlicher Stimmung auf.

Das Chinabild dieses Werkes ist geprägt einerseits durch die Bewunderung dieses großen Landes und dessen Kultur, andererseits aber in viel stärkerem Maße durch die geringe Achtung der Deutschen bzw. Europäer vor den Einwohnern Chinas, die beinahe durchgehend als feige und verschlagen dargestellt werden und wohl auch „rassisch“ minderwertig sind, deren Kultur wiederum gänzlich „eingerostet“ zu sein scheint:

³⁴ vgl. Koppen, Erwin: Karl May und China. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1986. S. 69-88. Hier S. 78.

China ist ein wunderbares Land. Seine Kultur hat sich in ganz anderer Richtung bewegt und ganz andere Formen angenommen als diejenige der übrigen Nationen. Und diese Kultur ist hochbetagt, greisenhaft alt. Die Adern sind verhärtet und die Nerven abgestumpft; der Leib ist verdorrt und die Seele vertrocknet, nämlich nicht die Seele des einzelnen Chinesen, sondern die Seele seiner Kultur.

Schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung hatte dieselbe eine Stufe erreicht, welche erst in allerneuester Zeit überschritten zu werden scheint, und zu diesem Fortschritte ist China mit der Gewalt der Waffen gezwungen worden. [...] Es ist da alles greisenhaft, sogar die Jugend.³⁵

Dass das Ausland in China mit Waffengewalt auftritt, hat also nur positiven, für China Erneuerung bewirkenden Charakter. Folglich sind die ausländischen Charaktere (bis auf eine Ausnahme) in der Erzählung positiv dargestellt; die Ausländer bringen China Handel und somit Wirtschaftswachstum, Kultur, Lebensart, Infrastruktur und nicht zuletzt die christliche Religion. Das Ideal einer chinesisch- europäischen Kooperation ist bei Karl May in Form der Öl-Felder und Kohleminen, an denen Richards Onkel Daniel arbeitet, vorgezeichnet. Ein im europäischen Sinne moderner Betrieb ist in Ho tsing ting aufgebaut worden, gleichzeitig werden Chinesen mit westlicher (deutscher?) Arbeitsmoral und Organisation konfrontiert, und erlernen diese.

Mag sein, dass die rassistischen Ressentiments in diesem Werk nicht so stark hervortreten, wie in anderen Erzählungen Karl Mays, diese jedoch wie Werner Kittstein abschwächen oder gar leugnen zu wollen³⁶, ist nichts weiter als ein krampfhafter Versuch, das Werk Karl Mays „reinzuwaschen“.

³⁵ May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 222.

³⁶ Kittstein, Werner: Ein Buch ist so gut wie sein Anfang. ‚Kong-Kheou, das Ehrenwort‘ alias ‚Der blau-rote Methusalem‘. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1994. S. 212-246. Hier: S. 214-216; S. 238-241.

2.1.1.3. „Der schwarze Mustang“

Trauriger Höhepunkt der von rassistischen Vorurteilen geprägten Darstellung von Chinesen im Gesamtwerk Karl Mays ist eine weitere „Erzählung für die Jugend“, „Der schwarze Mustang“. In diesem Wildwestroman (erstmal erschienen in „Der Gute Kamerad“ Sept. 1896 - März 1897) treten verschlagene, verbrecherische Chinesen als Eisenbahnarbeiter auf. Diese Widersacher Old Shatterhands und Winnetous sind feige, hinterhältig und verabscheuungswürdig.

An den Tischen saßen und auf den Lagern hockten wohl an die zweihundert Bahnarbeiter, kleine, langzöpfige Burschen mit gelbem Teint, hervortretenden Backenknochen und schief geschlitzten Augen, die sich erstaunt auf die beiden überlangen Gestalten richteten. „Pfui Teufel! Chinesen! Das konnten wir uns denken, denn man roch es schon von draußen!“ meinte der Dunkelhaarige. „Kommt schnell in den kleinen Room, wo die Luft vielleicht genießbarer ist!“³⁷

Die Erwartung wird enttäuscht, sollte man meinen, in diesem Text Kritik am unmenschlichen Vorgehen der Eisenbahntycoons zu finden, die Chinesen aus ihrem Heimatland importierten und als billige „Sklavenarbeiter“ für ihre Eisenbahnprojekte anheuerten. Stattdessen befürwortet Karl May gewissermaßen die Situation, indem er die „versklavten“ Chinesen entmenschlicht darstellt.

[...] Und hier im Schuppen, bei den schnarchenden, unreinlichen Chinamännern? Keineswegs! Wir haben uns Chinesen aus dem Westen verschreiben müssen, weil wir keine weißen Arbeiter finden konnten und weil sie billiger und auch weit leichter in Zucht zu halten sind als das Gesindel, auf welches wir sonst angewiesen gewesen wären. Sagt, Sir, ob Ihr meine Einladung annehmen wollt!³⁸

Keiner der Chinesen in dem Roman erhält eine tiefere Charakterisierung oder auch nur einen individuellen Namen. Eine entmenschlichte Horde von Chinesen wird in einem kleinen, wohl

³⁷ May, Karl: Der schwarze Mustang. In: K. M.: *Der Schwarze Mustang. Reprint der Karl-May-Gesellschaft.* [Reprint der ersten Zeitschriftenausgabe aus „Der Gute Kamerad“, XI. Jahrgang, Heft 1-28, Stuttgart 1896/97] Hamburg 1991. (=KMG-Reprint der Reihe „Der Gute Kamerad“ 7), S. 13-177. Hier. S. 18.

³⁸ ebd. S. 28.

witzig gemeinten Einschub zum Gaudium des Lesers, von den Fäusten Winnetous und Old Shatterhands systematisch bearbeitet.³⁹

Es finden sich in diesem Text noch zahlreiche weitere Passagen, die Karl Mays extrem rassistische und entwürdigende Darstellungen von Chinesen und ihrer Kultur verdeutlichen. Man möchte meinen, dass sich in Bezug auf China von Karl May nichts Gutes mehr erwarten ließ; umso überraschter muss man den letzten Chinaroman Mays „Et in terra pax“ zur Kenntnis nehmen.

2.1.1.4. „Et in terra pax“ (bzw. „Und Friede auf Erden!“)

Karl Mays erster Roman nach seiner Orientreise 1899-1900, die tatsächlich auch seine erste und letzte Orientreise sein sollte, hebt sich erstaunlich vom bisherigen Werk des Schriftstellers ab. Es handelt sich um einen Text des mittlerweile, wie er zumindest von sich selbst glauben mochte, gereiften Karl May. Nicht mehr die Abenteuer eines unübertrefflichen Helden stehen im Mittelpunkt der Erzählung, sondern eine moralische und religiöse Entwicklung wird in dieser Reiseerzählung geschildert.

Besonders kompliziert ist die Textgeschichte im Falle dieser Erzählung⁴⁰: Angeregt vom langjährigen Bekannten und Verleger Joseph Kürschner beginnt Karl May diese Erzählung für den von Kürschner geplanten „China-Band“ zu schreiben.⁴¹ Inhaltlich und in seinen Aussagen bezüglich der europäischen Kolonialpolitik und der Interpretation des gerade eben geschlagenen Krieges (Boxeraufstand 1899-1900) stehen sich der Gesamtband „China“ und der Beitrag Karl Mays „Et in terra pax“⁴² geradezu konträr gegenüber. Ob Karl May von der beabsichtigten Tendenz des Werkes Kürschners gewusst hatte, oder ob Kürschner schon vor

³⁹ vgl. ebd. S. 102-105.

⁴⁰ vgl. zur Textgeschichte:

Bartsch, Ekkehard: „Und Friede auf Erden!“. Entstehung und Geschichte. In: *Jahrbuch der Karl-May Gesellschaft* 1972/73. S. 93-122.

Hatzig, Hansotto: Et in terra pax – Und Friede auf Erden. Karl Mays Textvarianten. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1972/73. S. 144-170.

⁴¹ Kürschner, Joseph (Hrsg.): *China. Schilderungen aus Leben und Geschichte Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik*. Leipzig 1901.

⁴² May, Karl: Et in terra pax. In: *China. Schilderungen aus Leben und Geschichte Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik*. Hrsg.: Joseph Kürschner. Leipzig 1901. Sp. 1-284 (Dritte Abteilung).

Erhalt der Manuskriptseiten von Karl May geahnt hatte, wie widersprüchlich der Text ausfallen würde, ist nicht mehr mit Sicherheit nachvollziehbar, aber auch wenn beide Beteiligten immer wieder ihr Unwissen bezüglich der Absichten des anderen beteuerten, so gibt es doch Hinweise darauf, dass dem eventuell nicht so war⁴³. Überraschend wirkt jedenfalls, wenn man den „China-Band“ kennt, dass der pazifistische Text Karl Mays aufgenommen worden ist.

Die Publikation Kürschners ist dreigeteilt: Der erste Teil „Land und Leute“ des monumentalen Werkes beinhaltet wissenschaftliche Artikel und eine lexikalische Darstellung verschiedenster China-spezifischer Themenkreise. Im zweiten Teil, betitelt mit „Die Wirren 1900/1901“ finden sich kriegsverherrlichende Darstellungen der militärischen Aktivitäten der alliierten Truppen während des Boxeraufstandes sowie eine Darstellung der kolonialistischen Absichten der Deutschen in China. Der dritte Teil „Erzählendes und Anderes von und aus China“ ist literarischen Beiträgen gewidmet. Es finden sich hier ein Roman (Karl May), Erzählungen, Gedichte, Übersetzungen bzw. Bearbeitungen chinesischer Erzählungen. Ein gemischtes, sehr buntes Programm; neben literarisch Höherwertigem stehen eindeutig rassistische Pamphlete in Gedichtform etc., wobei selbst anerkannte Dichter sich auf ein derartiges Niveau herabgelassen haben.

Die Erzählung Karl Mays ist in der Kürschner Version nicht vollständig fertiggestellt, sondern durch einen notdürftigen Schluss abgewürgt worden. Grund dafür war die Aufforderung Kürschners, die Erzählung in dieser Tendenz nicht fortzusetzen, da sie nicht zum Gesamtkonzept des „China-Bandes“ passte. Hinweise auf die nicht unproblematische Zusammenarbeit Kürschners und Mays finden sich bei beiden. Kürschner schreibt entschuldigend im Vorwort des „China-Bandes“:

Karl Mays Reiseerzählung, die erst während des Erscheinens der einzelnen Lieferungen des Buches vollendet wurde, hat einen etwas anderen Inhalt und Hintergrund erhalten, als ich geplant und erwartete hatte. Die warmherzige Vertretung des Friedengedankens, die sich der vielgelesene Verfasser angelegen sein ließ, wird aber gewiß bei Vielen Anklang finden.⁴⁴

⁴³ vgl. Bartsch: „*Und Friede auf Erden!*“ S. 102-105.

⁴⁴ Kürschner; Joseph: Vorwort. In: J. K.: *China. Schilderungen aus Leben und Geschichte Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik*. Leipzig 1901. S. IX-XVI. Hier S. XV-XVI.

Kürschner, der das bisherige Werk Mays kannte, hatte sich wohl viel eher eine abenteuerliche Reiseerzählung mit dem gewohnten, kräftigen Schuss Rassismus erhofft und erhoffen dürfen. Er konnte nicht ahnen, dass Mays Gesinnung sich gewandelt hatte. Karl May schreibt rückblickend in der überarbeiteten und mit einem „richtigen Schluss“ versehenen Buchfassung des Textes „Und Friede auf Erden!“⁴⁵ (1904) zu seiner Zusammenarbeit mit Kürschner:

Da mir nichts Gegenteiliges gesagt wurde, nahm ich als ganz selbstverständlich an, daß es sich um ein gewiß unbefangenes, rein geographisches Unternehmen handle, welches nicht von mir verlange, anstatt bisher nur für die Liebe und den Frieden, nun plötzlich für den Haß, den Krieg zu schreiben. So erzählte ich denn ganz unbesorgt, was ich zu erzählen hatte, bis mit einem Male ein Schrei des Entsetzens zu mir drang, der über mich, das literarische enfant terrible, ausgestoßen wurde. Ich hatte etwas geradezu Haarsträubendes geleistet, allerdings ganz ahnungslos: Das Werk war nämlich der „patriotischen“ Verherrlichung des „Sieges“ über China gewidmet, und während ganz Europa unter dem Donner der begeisterten Hipp, Hipp, Hurra und Vivat erzitterte, hatte ich mein armes, kleines, dünnes Stimmchen erhoben und voller Angst gebettelt: „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!“ Das war lächerlich; ja, das war mehr als lächerlich, das war albern. Ich hatte mich und das ganze Buch blamiert, und mir wurde bedeutet, einzulenken. Ich tat dies aber nicht, sondern ich schloß ab, und zwar sofort, mit vollstem Rechte. Mit dieser Art von Gong habe ich nichts zu tun!⁴⁶

1904 erst wird die Erzählung „Et in terra pax“, nun unter dem Titel „Und Friede auf Erden!“, als XXX. Band der Reiseerzählungen fertiggestellt und veröffentlicht. Schon zu Lebzeiten war die Erzählung eine der umstrittensten, die Karl May jemals verfasst hatte. Vor allem die Friedensbotschaft und die ungewöhnlichen religiösen Ansichten, die in diesem Werk vorgestellt werden, sollten immer wieder Kritiker (und willige Bearbeiter = „Verbesserer“) finden. 1919 wurde der Versuch unternommen, den Roman zu „katholisieren“, was die Neufassung von 1922 immerhin um beinahe 100 Seiten schrumpfen ließ; 1938 schließlich musste die Erzählung sogar noch in nationalsozialistisches Fahrwasser gebracht werden.⁴⁷

Die Erzählung „Et in terra pax“ ist, bezeichnend für das Spätwerk Mays, gekennzeichnet durch wenige und unbedeutende „Abenteuer-Einschübe“ und konzentriert sich stattdessen auf die Darstellung eines Religionsempfindens, das im Laufe der Handlung von allen wichtigen

⁴⁵ May, Karl: *Und Friede auf Erden!* Freiburg i. B. 1904. (= Karl May's gesammelte Reiseerzählungen XXX.)

⁴⁶ ebd. S. 491.

⁴⁷ vgl. Bartsch: „*Und Friede auf Erden!*“ S. 113-115.

Charakteren angenommen wird. Die religiöse Botschaft erinnert in ihrem Werben für die Anerkennung der Gemeinsamkeiten aller Religionen an Lessings „Nathan der Weise“. Dargestellt wird die Reise Karl Mays und dessen treuen Dieners Omar von Kairo nach China. Man lernt auf der Reise Personen verschiedenster Geisteshaltung kennen (etwa den amerikanischen Missionar Waller, der eine Wette abgeschlossen hat, im Laufe eines Jahres 50 Chinesen zum Christentum zu bekehren und sozusagen mit Feuer und Schwert die Heilsbotschaft zu verbreiten beabsichtigt). Ziel der Reisenden ist die chinesische Insel Ocamá, wo ein Geheimbund versucht, eine paradiesische Idylle religiösen und interkulturellen Verständnisses zu schaffen. Gegen Schluss der Erzählung kommt es zu einer interkulturellen Pärchenbildung: Mary, die Tochter des Missionars Waller verliebt sich in den chinesischen Arzt Tsi; der steinreiche Engländer Sir John hat sich mit der wunderhübschen Chinesin Yin liiert.

In der vollständigen Version von 1904 ist gegenüber der Erstveröffentlichung der Schlussteil bedeutend ausgebaut, ein philosophisches Konstrukt Karl Mays, die Gesellschaft der „Shen“, wird formuliert. Der Missionar Waller erlangt in Ocamá körperliche und geistige Gesundheit – auf Kosten des Widersachers und Neffen Dilke, dem der Tod beschieden ist. Die Friedensidylle wird durch die Information, dass Krieg ausgebrochen sei, zerstört – ein pessimistischeres Ende also?

Die Erzählung ist geradezu überfrachtet mit positiv gezeichneten Chinesen, denen Europäer und Amerikaner mit viel weniger Geistesgröße und friedlicher Absicht gegenüberstehen. Es wirkt so, als wolle Karl May sich für seine früheren China-Darstellungen entschuldigen, wenn er folgendes schreibt:

Von den ersten Kinderschuhen an hat man durch alle Klassen der Volks- und höheren und höchsten Schulen über die Chinesen nichts Anderes gehört, als daß sie wunderlich gewordene, verschrobene Menschen seien, über welche die Weltgeschichte schon längst den Fluch der Lächerlichkeit ausgesprochen habe. In unzähligen Büchern, Zeitungen und sonstigen Veröffentlichungen wird dieses billige Urteil breiter und immer breiter getreten; man atmet es ein; man schluckt es hinunter; es wird mit in Chymus und Chylus verwandelt; es geht auf die Knochen, in Fleisch und in Blut über und bildet ein so unausrottbares Bestandteil unserer geistigen Existenz, daß wir gar nicht auf den Gedanken kommen, zu fragen, ob es ein wahres und also berechtigtes sei.⁴⁸

⁴⁸ May: *Et in terra pax*. Sp. 144-145.

So wie Karl May vermutlich sein Denken gewandelt hat (oder zumindest annimmt sich geistig verändert zu haben), so müssen auch die westlichen Protagonisten im Verlauf der Erzählung ihre Fehleinschätzung der chinesischen Kultur erkennen. Ganz verändert treffen wir den englischen Gentleman Sir John Raffley an, der in früheren Werken Mays (Der Girl-Robber, An der Tigerbrücke) ein ausgesprochener Chinesenhasser und Chauvinist war, nunmehr die Chinesin Yin geheiratet hat und Mitbegründer der „Friedensgesellschaft der Shen“ ist. Selbst eine herbe Dosis Kritik am westlichen Kolonialismus lässt sich aus der Erzählung herauslesen.

2.1.2. Darstellung von Chinawissen im Werk Karl Mays

In diesem Kapitel soll nachvollzogen werden, aus welchen Quellen Karl May sein Wissen über China, dessen Kultur und Einwohner sowie die chinesische Sprache bezogen hat. Glücklicherweise kann ich bei diesem Unterfangen auf umfangreiche wissenschaftliche Recherchen zurückgreifen.

Wie in den vorgestellten Kapiteln aufgezeigt wurde, ist die Darstellung von Chinesen und dem Land China in den Frühwerken Karl Mays sehr negativ ausgefallen und tendiert häufig zu rassistischen Aussagen. Ganz unberechtigt ist eine negative Charakterisierung der chinesischen Verwaltung freilich nicht (soweit ein Deutscher, der das Land selbst niemals betreten hat, sich das Recht herausnehmen kann, eine solche Charakterisierung vorzunehmen). So befand sich die Organisation und Verwaltung des riesigen chinesischen Reiches der späten Qing-Dynastie tatsächlich im Zustand des Verfalls, war geprägt von Korruption; in der Tat beherbergte China auch viele Kriminelle, Piraten, Aufständische etc. Doch bei einer Kritik an der chinesischen Verwaltung verweilt May nicht, seine Aussagen erstrecken sich – in erschreckender Deutlichkeit – auf die Angehörigen des gesamten chinesischen Volkes, das so schlecht wegkommt, wie kaum ein anderes Volk in den Werken Karl Mays. Trotzdem werden manchmal beim Versuch, den Schriftsteller vom Verdacht, er sei ein Wegbereiter des Nationalsozialismus gewesen, freizusprechen, die bedenklichen Aussagen Mays in der Sekundärliteratur verharmlost. Hartmut Schmidt vermeint zum Beispiel festzustellen, dass

Karl May das chinesische Volk und seine Eigenarten im „Kiang-lu“ recht objektiv darstellt⁴⁹, einzig in „Der schwarzen Mustang“ denkt er einige etwas „zwiespältige Aussagen“ zu orten⁵⁰ und muss schließlich zugeben:

Ganz frei war Karl May in diesen Werken vor 1900 also leider nicht von dem Vokabular, das eine gewisse Selbstüberhebung über andere Völker und Rassen demonstriert; hierin war er ein Kind seiner Zeit. Doch wird dieses zeitweilige „Danebengreifen“ aufgewogen durch die humane Grundeinstellung, die in allen seinen Büchern zutage tritt.⁵¹

Immer wieder wird schließlich (nicht zu unrecht) der „Friede-Roman“ zu Hilfe gerufen, wenn es gilt, den „frühen May“ durch den „späten May“ zu relativieren. Mag sein, dass es nötig erschien, May vor den Augen einer DDR-Zensurbehörde reinzuwaschen; Nationalsozialist war May gewiss nicht. Ganz sauber aber ist die Weste des Autors, der immerhin einer der Lieblingsschriftsteller Adolf Hitlers gewesen ist⁵², auch nicht zu kriegen. Insofern halte ich mich in der Beurteilung der „China-Erzählungen“ Mays lieber an die Sichtweise eines Erwin Koppen, der zu folgenden markigen Statements gelangt:

[...] es ist die Perspektive des in seiner eigenen Zivilisation sich behaglich räkelnden Europäers, für den das fremde Land, die fremde Zivilisation nichts weiter darstellen als ein buntes Gewimmel von Eingeborenen mit befremdlichen und in der Regel eher abstoßenden Gebräuchen. Andere Beobachtungen ergänzen dieses Bild: die Chinesen sind nicht nur betrügerisch und unsauber, sondern auch körperlich schwach und feige.⁵³

Tatsächlich kann man die Grundhaltung, die vom Autor in dieser Erzählung [gemeint ist „Der blaurote Methusalem“] dem Reich der Mitte und seinen Bewohnern gegenüber eingenommen wird, nur mit der Vokabel Herablassung bezeichnen.⁵⁴

Es [die Chinesen in „Der schwarze Mustang“] sind vielmehr die alten Bekannten aus dem „Kiang-lu“ und dem „Blauroten Methusalem“, unsauber, feige, übelriechend und diebisch und vor allen Dingen Gegenstand allgemeiner Verachtung [...]⁵⁵

⁴⁹ Schmidt, Hartmut: Vom „Methusalem“ zur „Shen“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 12, Juni 1972. S. 4-7. Hier S. 6.

⁵⁰ Schmidt, Hartmut: Vom „Methusalem“ zur „Shen“. [Fortsetzung] In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 13, Sept. 1972. S. 3-6. Hier S. 3.

⁵¹ ebd. S. 4.

⁵² vgl. z.B. Scholdt, Gunter: Hitler, Karl May und die Emigranten. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1984. S. 60-91.

⁵³ Koppen: *Karl May und China*. S. 75.

⁵⁴ ebd. S. 78.

⁵⁵ ebd. S. 80.

Woher kommt diese „herablassende Sichtweise“; warum sind es gerade die Chinesen, die von Karl May so stark negativ überzeichnet worden sind? Man mag den Grund im „Zeitgeist“ suchen; man kann die Quellen, die Karl May zu Hilfe zog, verantwortlich machen. Welches aber sind die Quellen, die Karl May *von den ersten Kinderschuhen an*⁵⁶ geprägt haben?

Ein Kritikpunkt Mays lautet immer gleich: China ist alt und seine Kultur befindet sich im Zustand des Tiefschlafes. In „Der Brodnik“ spricht May vom *altersgrauen Osten*⁵⁷, im „Kong-Kheou“ heißt es allumfassend, dass die chinesische *Kultur hochbetagt, greisenhaft alt* ist. *Die Adern sind verhärtet und die Nerven abgestumpft; der Leib ist verdorrt und die Seele vertrocknet, nämlich nicht die Seele des einzelnen Chinesen, sondern die Seele seiner Kultur.*⁵⁸ Und selbst in „Et in terra pax“ wird die Meinung vertreten, dass China lange Zeit „geschlafen“ habe⁵⁹. Wir erinnern uns, dass Johann Gottfried Herder bezüglich China bereits von einer *balsamirten Mumie*⁶⁰ gesprochen hat. Eine Beurteilung Chinas, die über ganz Europa hinweg eine verbreitete Einschätzung des Landes und dessen Kulturen geworden ist. Es ist sogar naheliegend danach zu fragen, ob May nicht direkt von Herder beeinflusst worden ist, Herders Werk gut und genau gekannt hat und auch seine Einstellung zu China von dem deutschen Philosophen übernommen hat. Es gibt Indizien, welche darauf hinweisen, dass May sich in seinem Werk möglicherweise direkt auf Herder bezieht⁶¹, wiewohl diese Beziehung bisher nicht endgültig bewiesen werden konnte:

Wir können die Frage, ob May Herder detailliert gekannt hat, nicht abschließend beantworten. Daß er von seinem Gedankengut beeinflusst war, erscheint [...] zumindest sehr wahrscheinlich. Auf jeden Fall bleibt die geistige Verwandtschaft, die Parallelität im Denken beider Persönlichkeiten, die mir zweifelsfrei erwiesen scheint, als ein denkwürdiges und rätselhaftes Phänomen bestehen.⁶²

In der Verwendung der Quellen, aus denen Karl May sein „China-Wissen“ schöpft, kann man grob zwischen zwei Gruppen unterscheiden: „kulturgeschichtliche Quellen“ zum einen und

⁵⁶ vgl. Zitat Nr. 48, S. 29.

⁵⁷ May: *Der Brodnik*. S. 321.

⁵⁸ May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 222.

⁵⁹ vgl. May: *Et in Terra Pax*. Spalte 129.

⁶⁰ vgl. Zitat Nr. 18, S. 16.

⁶¹ Koch, Ekkehard: „Jedes irdische Geschöpf hat eine Berechtigung zu sein und zu leben“. Zum Verhältnis von Karl May und Johann Gottfried Herder. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1981. S. 166-206.

⁶² ebd. S. 198.

„sprachliche Quellen“ zum anderen, wobei Karl May natürlich seine chinesisch-sprachlichen Kenntnisse auch aus den fragmentarischen Informationen der ersten Gruppe zieht. Das Vorgehen des Schriftstellers beim Auswerten der Quellen seiner Erzählungen lässt sich folgendermaßen beschreiben:

Untersucht man Karl Mays Gesamtstrategie der Quellenbenutzung, so wird man feststellen, daß er fast immer aus mehreren Referenzwerken Material übernahm, das er miteinander kombinierte. Man trifft also zumeist auf eine Quellenmischung. Dabei sind oft auch Haupt- von Nebenquellen zu unterscheiden. Bei der Rekonstruktion der kompletten Quellsituation kann die Eruierung der kleinen Nebenquellen, aus denen May Einzelworte oder Begriffe, bestimmte Wendungen, feststehende Prägungen und kurze Sachzusammenhänge schöpfte, besonders vertrackt sein.⁶³

Zu den „kulturgeschichtlichen Quellen“ zählen in erster Linie verschiedenste Konversationslexika wie der „Pierer“ (4. Aufl. 1857), aber auch der „Brockhaus“ und „Meyers Großes Konversations-Lexikon“ (ab 1902) sind häufige Quellen Mays.⁶⁴ Zwei weitere wichtige Publikationen, die May ebenfalls als Quellen dienen sind die Publikationen⁶⁵:

- Evariste-Regis Huc/ Joseph Gabet: Wanderungen durch das Chinesische Reich. (dt. Bearbeitung durch Karl Andree. Leipzig 1865)
- Wilhelm Heine: Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expedition-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854, und 1855 unternommen im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten. Leipzig 1856.

Eine Reihe kleinerer fragmentarischer „kulturgeschichtlicher Quellen“ zu China ist mittlerweile von der Karl-May-Forschung identifiziert worden:

⁶³ Schweikert, Rudi: ‚Der Kiang-lu‘ und der ‚Pierer‘. ‚Chinoiserien‘ aus dem Lexikon. Zu Karl Mays Quellenbenutzung. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1997. S. 102-116. Hier S. 102.

⁶⁴ Eine genaue Analyse dieser Quellen für Karl May findet sich bei:
Schweikert: ‚Der Kiang-lu‘ und der ‚Pierer‘.

⁶⁵ Auch hierzu existiert bereits eine Arbeit, die die Verwendung dieser Quellen genau aufschlüsselt:
Kosciuszko, Bernhard: Illusion oder Information? China im Werk Karl Mays. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1988. S. 322-340. Und:
Kosciuszko, Bernhard: Illusion oder Information? II. China im Werk Karl Mays. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1989. S. 146-177.

Für die Erzählung „Ein Phi-Phob“ diente der Aufsatz von Reinhard Zöllner „Indochinesisches Land und Volk. 2. Die Laosvölker.“ aus dem 4. Jahrgang (1873) der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen“ als kulturgeschichtliche Vorlage.⁶⁶ In „Kong-Kheou“ zitiert Karl May einige Passagen aus dem berühmten chinesischen Lehrwerk „sanzijing“ (三字經), die er einer Rezension des Berliner Professors Wilhelm Schott (1802-1889) aus Lehmanns „Magazin für die Literatur des Auslandes“, Berlin 1834 übernommen hat.⁶⁷ Im selben Roman bezieht sich May bei der Darstellung des Kong-pit bzw. Geisterschreibens auf einen Artikel aus dem Journal „Das Ausland“ (1863).⁶⁸

In der Regel werden Informationen aus den Quellen unangezweifelt und manchmal sogar wortwörtlich in den Erzähltext eingefügt. Dennoch sind viele Behauptungen inkorrekt oder zumindest fragwürdig, jedoch als solche bereits aus einer Quelle übernommen. Absicht der Romane Karl Mays ist es auch, das Wissen des Lesers zu bereichern, weshalb stellenweise beinahe lexikalische Einschübe zu Land und Gesellschaft in China in die Texte aufgenommen werden. Erzieherisch-didaktisches steht also bei May durchaus im Vordergrund; der (vorwiegend jugendliche) Rezipient sollte beim Lesen der Abenteuer-Erzählungen nebenbei Wissenswertes vermittelt bekommen.⁶⁹

Zu verschiedensten Themenkreisen erhält man von Karl May genaue Aufklärung: Mehrmals bemüht sich May, dem Leser das chinesische Prüfungssystem zu erklären⁷⁰ und auch die chinesischen Essgewohnheiten werden beschrieben⁷¹. Man erhält Belehrungen über die chinesische Schifffahrt und die Ausrüstung der Kriegsmarine⁷², Bekleidung der

⁶⁶ vgl. Lieblang, Helmut: „...ein Lao-pung-khao und ein Lao-pung-dam...“. Eine Quelle zu Karl Mays „Ein Phi-Phob“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 115, Jg. 30, März 1998. S. 18-22.

⁶⁷ vgl. Walravens, Hartmut: Eine chinesische Jugendschrift. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 116, Jg. 30, Juni 1998. S. 28-30.

⁶⁸ vgl. Walravens, Hartmut: Kong-pit oder das Geisterschreiben. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 126, Jg. 32, Dez. 2000. S. 21-27.

zu weiteren Quellproblemen in diesem Roman:

vgl. Walravens, Hartmut: Noch einmal Karl May und China. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 124, Jg. 32, Juni 2000. S. 29-32.

⁶⁹ vgl. z.B. Kosciuszko: *Illusion oder Information?* S. 331.

⁷⁰ vgl. May: *Der Kiang-lu*. S. 138-139.

⁷¹ vgl. May: *Der Kiang-lu*. S. 233-234.

May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 134-135; S. 136; S. 139; etc.

⁷² vgl. May: *Der Kiang-lu*. S. 148-149.

May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 91-95.

Mandarine⁷³, Währung⁷⁴, Schönheitsideale⁷⁵, Ahnenkult⁷⁶, Musik⁷⁷, und noch vieles mehr. Vor allem die Sprache der Chinesen wird bei Karl May immer wieder be- und gesprochen. Einen Teil der Vorurteile Karl Mays gegenüber China findet man tatsächlich auch bereits in der vom Schriftsteller verwendeten Sekundärliteratur. Im „Pierer“, einer Hauptquelle Mays, stößt man z.B. auf folgende Charakterisierung der „chinesischen Rasse“:

Die j e t z i g e n E i n w o h n e r drangen ungefähr 3000 Jahre v. Chr. von Nordwest her in Ch[ina] ein. Sie sind eine von der kaukasischen Race durchaus verschiedene u. stammverwandte mit den Mongolen, die Mitte haltend zwischen dem leicht beweglichen Hindu u. dem muskulösen, fleischigen Europäer, gewöhnlich 5 Fuß hoch u. untersetzt; Dicke gilt für eine Zierde des Mannes. Rundes Gesicht, niedrige zusammengedrückte Stirn, kleine tiefliegende, weit auseinanderstehende (fast schielende) Augen, unbehaarte Augenlider, aber dichte Brauen, vorstehende Backenknochen, kleine Nase, kleiner dicklippiger Mund, kleines Kinn, kein Bartwuchs, das Gesicht im Ganzen höchst ausdruckslos, gelblicher od. krankhaft weißlicher Teint (bes. die Frauen), schlichtes schwarzes Haar. Sie sind fleißig, geschickt, höflich, gehorsam aber wollüstig u. unmäßig (bes. Opium), schmutzig, listig u. betrügerisch im Handel, bestechlich, feig, falsch, hinterlistig, rachsüchtig, unverträglich, nationalstolz, voll Verachtung gegen alles Fremde, festhaltend am Alten u. Hergebrachten, kalt gegen Unglückliche.⁷⁸

Wichtiges Charakteristikum der Reiseerzählungen Karl Mays ist, dass die deutsche Erzählung immer wieder durch fremdsprachige Einschübe unterbrochen wird. Diese Einschübe, meist von May selbst erläutert bzw. übersetzt, haben in der Regel nur das Ausmaß kurzer Wortketten und Phrasen, können manchmal aber sogar ganze Dialogpartien umfassen. Auch in den „China-Erzählungen“ geizt May nicht mit seinen angeblichen Sprachkenntnissen. Entgegen seiner mehrmals geäußerten Behauptung, er könne Chinesisch sprechen (zwei Dialekte)⁷⁹, hatte der Schriftsteller natürlich keine bzw. nur äußerst fragmentarische Ahnung

⁷³ vgl. May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 43-44.

⁷⁴ vgl. May: *Der Kiang-lu*. S. 128-129.

May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 47-48.

⁷⁵ vgl. May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 271-272.

⁷⁶ vgl. May: *Et in terra pax*. Sp. 26.

⁷⁷ vgl. May: *Et in terra pax*. Sp. 277.

May: *Der Kiang-lu*. S. 160-161.

May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 323.

⁷⁸ zitiert nach: Schweikert: *„Der Kiang-lu“ und der „Pierer“*. S. 114.

⁷⁹ In einem Brief vom 2. Nov. 1894 stellt May diese Behauptung auf. Der Brief ist vollständig wiedergegeben In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 71, Jg. 19, Feb. 1987. S. 25-26. Hier S. 25.

vgl. auch: Koppen: *Karl May und China*. S. 82-83. [Bei Koppen ist die Anzahl der chinesischen Dialekte, die May behauptet zu beherrschen mit sechs angegeben, was er falsch übernommen hat]

von der Chinesischen Sprache. Interessant ist nun die Klärung der Frage, wie es sich mit diesen „chinesischsprachigen“ Einsprengeln verhält.

Erster grundsätzlicher Eindruck ist, dass manche chinesische Zitate bei May relativ leicht zu dekodieren sind (immerhin stellt May ja auch gleich die Übersetzung daneben), anderes scheint überhaupt keinen Sinn zu geben. Die wesentliche Schwierigkeit, auf die man stößt, versucht man das „Maysche Chinesisch“ aufzuschlüsseln, liegt bei der Transskription der Sprachelemente. Das Chinesische⁸⁰ ist eine äußerst homophone und zudem tonale Sprache, weshalb sich für die Verschriftlichung dieser Sprache ein alphabetisches System nur bedingt eignet. Karl May nimmt auf die chinesischen Sprachtöne in seiner Verschriftlichung überhaupt keine Rücksicht, und die Wiedergabe der verschiedensten Zisch- und Reibelaute ist unsystematisch und verwirrend. Er hält sich auch nicht an eine einheitliche Umschrift, sondern entwickelt zum Teil eigene Umschriften bzw. übernimmt die verschiedensten Verschriftlichungen aus seinen diversen Quellen. Hinzu kommen Abschreibfehler und Setzfehler. Nachvollziehbar wird der Großteil des sprachlichen Materials in den Texten Mays erst, wenn man sich intensiv mit den Quellen auseinandersetzt, die May selbst benutzt hat. Was das von May wiedergegebene Vokabular betrifft, muss man in Betracht ziehen, dass nicht modernes Hochchinesisch (= Mandarinchinesisch) geschrieben wird, sondern dass es sich um Sprachmaterial aus verschiedenen Dialekten handelt, denen ein Lautstand und der Wortschatz von vor über hundert Jahren zugrunde liegt. Ohnedies ist ein großer Teil des Vokabulars von Karl May (aus existenten Einzelsilben) willkürlich konstruiert worden, und in dieser Form im chinesischen Wortschatz nie in Verwendung gewesen. Bei längeren chinesischen Sätzen wird auf grammatikalische Regeln keine Rücksicht genommen, es sei denn, dass sie wortwörtlich aus einem Lehrbuch übernommen worden sind.⁸¹

⁸⁰ Speziell beziehe ich mich hierbei auf das Mandarin-Chinesische, also einen nordchinesischen Dialekt, der zugleich (auch schon zu Karl Mays Zeiten) die chinesische Verwaltungssprache ist.

⁸¹ Ich halte es jedoch nicht für zielführend und äußerst fragwürdig, in Karl-May-Texten, die in keinem chinesischen Kontext stehen, chinesisches Sprachmaterial identifizieren zu wollen. Entsprechend kritisch möchte ich einen derartigen Versuch Jürgen Pinnows beurteilen:
vgl. Pinnow, Jürgen: Zu dem Ausdruck „Tau-ma“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 81, Jg. 21, Sept. 1989. S. 42-43.

Sprachliches Rohmaterial hat May in erster Linie folgenden Werken entnommen⁸²:

- J. Heinrigs: Ueber die Schrift der Chinesen, nebst Uebersetzung und Erläuterung ihrer Schlüssel, welche auf den hierzu gehörigen Tafeln figürlich dargestellt sind. Köln 1848.
- Georg von Gablentz: Anfangsgründe der Chinesischen Grammatik mit Übungsstücken. Leipzig 1883.
- Wilhelm Schott: Chinesische Sprachlehre. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zur Selbstunterweisung. Berlin 1857.

Zudem entnimmt May chinesisches Sprachmaterial aus verschiedensten wissenschaftlichen Aufsätzen und Zeitungsartikeln, die als Quelle oder Vorlage für May nicht mehr vollständig eruierbar sind.⁸³

Als Beispiel für „Maysches Chinesisch-Vokabular“ möchte ich hier den Titel der Reiseerzählung „Kong-Kheou, das Ehrenwort“ betrachten⁸⁴. May selbst gibt folgende beide Schriftzeichen, die er aus der Radikalliste (=Schlüssel) von J. Heinrigs übernommen hat, für den Titel an: 口 升 Von rechts nach links gelesen werden diese beiden Schriftzeichen „gong kou“ ausgesprochen, was der Verschriftlichung „Kong-kheou“ nahe kommt. Jedoch handelt es sich bei den von May verwendeten Schriftzeichen um Radikale (= Zeichensystem, das das Nachschlagen im Wörterbuch ermöglicht; bei Heinrigs als „Schlüssel“ bezeichnet), die zwar auch eine vokabularische Bedeutung haben, aber im chinesischen Schriftsystem häufig nicht in Verwendung sind. So auch das Zeichen „升“ (gong), das zwar die vokabularische Bedeutung „gefaltete Hände; bitten“ trägt, aber in der chinesischen Schrift nicht in Gebrauch

⁸² Diese Quellen gibt Walter Schintzel-Lang an und analysiert sie in folgenden Schriften:
Schintzel-Lang, Walter: Fundierte Kenntnisse oder phantasievolle Ahnungslosigkeit? Die Verwendung der chinesischen Sprache durch Karl May. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1991. S. 287-323.
Schintzel-Lang, Walter: Karl Mays chinesische Vokabelliste - ein Kommentar. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1997. S. 72-101.

⁸³ Eine derartige, mittlerweile identifizierte sprachliche Quelle für May ist der Aufsatz „Der Nahme des Kaisers von China“ aus der „Wiener Zeitung“ vom 1. Januar 1843. Als Verfasser ist der Wiener Botaniker und Sinologe Stephan Ladislaus Endlicher (1804-1849) zu vermuten. vgl. dazu:
Zum Thema China im Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1997. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 114, Jg. 29, Dez. 1997. S. 70-73.
Bieg, Lutz: Zu den M-KMG Nr. 114. „Der Nahme des Kaisers von China“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 116, Jg. 30, Juni 1998. S. 31-32.

⁸⁴ vgl. Schintzel-Lang: *Fundierte Kenntnisse oder phantasievolle Ahnungslosigkeit?* S. 307-309.

ist. Das zweite Zeichen „口“ (kou) bedeutet: Mund, Maul; Öffnung, Eingang etc.⁸⁵ Aus diesen beiden Radikalen hat May dann das chinesische Wort für „Ehrenwort“, wohl im Sinne von „*Mundbitte“, konstruiert. Selbstverständlich existiert dieses Wort in der chinesischen Sprache nicht.

Im „Et in terra pax“-Roman nimmt die Qualität der Verweise auf die chinesische Kultur und des verwendeten chinesischen Sprachmaterials merklich zu. Im Vorfeld zur Abfassung des Romans hat sich Karl May systematischer und intensiver mit Quellen zu chinesischer Sprache und Kultur auseinandergesetzt. Zwei Drittel der Veröffentlichungen zu chinesischer Sprache und der geographischen und ethnographischen Werke in Karl Mays Privatbibliothek sind erst in den Jahren 1900 und 1901 angekauft worden, also zu der Zeit, als „Et in terra pax“ verfasst wurde.⁸⁶

Bei aller Fehlerhaftigkeit des „Karl Mayschen Chinesisch“ führt es doch zu weit, dem Schriftsteller vorzuwerfen, er habe sich ein Kauderwelsch aus den Fingern gesogen, das mit der chinesischen Sprache nicht das Geringste zu tun habe⁸⁷. Karl May hatte sich einfach aus spärlichem Material seine eigene Vorstellung einer chinesischen Sprache zusammenkonstruiert.

2.1.3. Der kolonialistische Aspekt in Mays „China-Erzählungen“

Erst seit der Besetzung der Stadt Qingdao (青島) und der Jiaozhou-Bucht (膠州灣) im Jahre 1897 sieht sich China massiv mit deutschen Kolonisationsbestrebungen konfrontiert. Deutschland hatte zwar schon lange vor Inbesitznahme Qingdaos neidisch auf die Kolonien der anderen europäischen Großmächte in China geschaut, in Mays Werk lässt sich aber wenig von diesem politisch motivierten Neid bemerken. Überhaupt bezieht May selten Stellung zu

⁸⁵ *Das neue Chinesisch-Deutsche Wörterbuch. Xin Han De Cidian.* Peking 1985. S. 471.
新漢德詞典

⁸⁶ vgl. Fang Weigui: *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie.* Frankfurt a. M. 1992. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1356) S. 173.

⁸⁷ vgl. Koppen: *Karl May und China.* S.84.

Überhaupt sind die Resultate der Untersuchung des chinesischen Wortschatzes bei Karl May in diesem Aufsatz eher fragwürdig. Zum einen besitzt Koppen keine Chinesisch-Kenntnisse, zum anderen kennt er auch Mays Quellen zur chinesischen Sprache nicht.

den kolonisatorischen Vorgängen in China. Der deutsche China-Reisende bei May ist unparteiischer Beobachter der ihn umgebenden Verhältnisse. Er registriert zwar auch die negativen Konsequenzen des Kolonialismus, mischt sich aber im Weiteren nicht ein.

Ich bin nicht aus dem Lande der Franka und Ingli, welche mit Schwert und Pulver zu dir kommen, um deinen Kindern das Gift des Opiums aufzuzwingen, deine Städte zu verheeren und deinen Pings [...] zu sagen, daß sie Memmen sind. Ich stamme vielmehr aus dem Lande der Tao-dse [...], die deine Herrlichkeit bewundern, deine Größe preisen und nichts anderes wünschen, als daß der Glanz deiner Weisheit strahle in Frieden auch über ihrem Haupte!⁸⁸

Dieses Zitat stellt bereits eines der harschesten Beispiele für Kolonialismus-Kritik in Karl Mays Frühwerk dar. Es wird hier auf die militärischen Aktivitäten der Franzosen und der Engländer sowie auf den Opiumhandel angespielt. Vor allem der Opium-Konsum der Chinesen wird bei May immer wieder besprochen, jedoch üblicherweise, indem er als ein verheerendes Laster des chinesischen Volkes beschrieben wird, ohne weiter auf die europäische Beteiligung an dem gewinnbringenden Handel mit der Droge hinzuweisen.

Für die Reisenden in den Romanen Karl Mays sind die Kolonien Brückenköpfe europäischer Zivilisation und sicherer Ausgangspunkt für die Reisen in das unbekanntere Innere Chinas. Hier beginnt man sich unter der schützenden Hand ausländischer Konsuln und europäischer Gesetzgebung zu akklimatisieren und auszurüsten. Hierher, in den „sicheren Hafen“ der Exterritorialität, flieht man nach Beendigung der Abenteuer wieder zurück. Tatsächlich ist in den „China-Erzählungen“ der Großteil der Handlung in der chinesischen Peripherie lokalisiert. Man befindet sich vorwiegend in Hongkong (Xianggang 香港) oder Kanton (Guangzhou 廣州) – beide Städte sind britische Kolonien („Der Kiang-lu“, „Kong-kheou“) – oder die Handlung wird in den Hafen-Kolonien des Südchinesischen Meeres und des Indischen Ozeans vollzogen („Der Girl Robber“, „An der Tigerbrücke“, „Et in terra pax/Und Friede auf Erden“). Selbst in „Der Brodnik“ reist der Protagonist vorwiegend in der inneren und äußeren Mongolei und hält sich möglichst fern vom chinesischen Kernland. In den Kolonien hat sich im Gegensatz zum korrupten und chaotischen chinesischen Kernland eine organisierte Verwaltung etabliert.

⁸⁸ May: *Der Kiang-lu*. S. 69-70.

In „Kong-kheou“ zeichnet May seine Idealvorstellung von einem deutschen Wirtschaftsbetrieb in China in Form der Ölförderungsanlage des Daniel Stein vor:

Stein ist einer der angesehensten Männer der Provinz und darf sich der Freundschaft und des Schutzes der höchsten Mandarinen rühmen. [...] Die Oelquellen sind eine Wohlthat für die weite Umgegend geworden. Wir beschäftigen nur arme Leute, welche uns der T'eu empfiehlt. Diese Chinesen hängen mit großer Liebe und Dankbarkeit an uns. Wir haben ihnen hübsche Arbeiterwohnungen erbaut und sind eifrig besorgt, daß alle ihre berechtigten Bedürfnisse befriedigt werden.⁸⁹

Die Deutschen schaffen in China unter Schutz und mit Hilfe des „Bettlerkönigs“ (= T'eu = chinesische Mafia?) einen modernen Betrieb, sorgen für das Wohlergehen der Arbeiter und bewirken ein wirtschaftliches Florieren der gesamten Umgebung. Ein Beispiel für die Vorstellung von deutsch-chinesischer Zusammenarbeit, wie sie bis in unsere heutigen Tage nicht unaktuell ist: Die Deutschen liefern technisches Knowhow und sorgen für Organisation, die Chinesen liefern ihren Beitrag in Form von (billiger) Arbeitskraft zur Ausbeutung und Nutznießung der Rohstoffe. Eine derartige organisatorische Leistung kann nur mit Hilfe der Ausländer vollbracht werden, denn *[e]in Chinese würde weder das nötige Kapital noch die Intelligenz besitzen, welche der Besitzer so großartiger Anlagen haben muß.*⁹⁰ Schließlich wird die Anlage an einen Holländer weiterverkauft, um dem langjährigen Wunsch Daniel Steins, nämlich wieder zurückzukehren in das Vaterland Deutschland, zu entsprechen. Immerhin keine „Blut und Boden“-Allüren; die Europäer treten gleichberechtigt und gleichwertig als Kolonisatoren Chinas auf, es muss kein „Platz an der Sonne“ behauptet werden.

Karl May hat sich gut genug in die Thematik eingelesen, um genau über die dunklen Seiten des Kolonialismus in China Bescheid zu wissen. Dennoch hält es May bis zum „Pax/Friede-Roman“ nicht für nötig, Kritik an den Zuständen zu äußern. Bezüglich des regen amerikanischen Menschenhandels äußert sich May denn doch:

Es sind einigemale von gewissenlosen, spekulativen Amerikanern Chinesen unter der Vorspiegelung, daß sie zu Bahnbauten oder Farmarbeiten benutzt werden sollten, über das Meer gelockt und nach den verrufenen Guanoinseln geschafft worden, wo sie nach

⁸⁹ May: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. S. 510.

⁹⁰ ebd. S. 511.

wenigen Monaten elend hinsterven mußten, ohne daß ihre Leichen zurück nach China kamen, was doch das höchste Bestreben eines jeden ausgewanderten Chinesen ist. Dennoch antwortete ich: „Kannst du dies beweisen? [...]“⁹¹

Schon durch das Einfügen des relativierenden Wortes „einigemale“ wird die Aussage abgeschwächt. Am Schluss des Einschubes leugnet der Protagonist trotz besseren Wissens den Vorwurf des Menschenhandels der Amerikaner gegenüber seinem Gesprächspartner. In der Erzählung „Der schwarze Mustang“ treffen wir dann auch wirklich auf chinesische Eisenbahnarbeiter (deren Lebenserwartung wohl in der Regel auch nicht besonders hoch war). In Punkt 2.1.1.3. habe ich bereits auf die erniedrigende Darstellung dieser Arbeiter hingewiesen. Im Falle der Eisenbahnarbeiter fehlt das Engagement, das May doch ansonsten den Unterdrückten und Schwachen so gerne zukommen lässt.

Abgesehen von wenigen Beispielen äußert May kein allzu großes wirtschaftlich-kolonialistisches Interesse an China, sein Hauptanliegen gilt der Verbreitung der christlichen Religion, v.a. der katholischen Mission in China. Es findet sich auch immer wieder Gelegenheit, sich über das Desinteresse der Chinesen an der christlichen Religion zu beklagen:

Seine Worte klangen außerordentlich tolerant und bestechlich, aber sie zeigten mir das Haupthindernis, welches in China der christlichen Mission entgegengebracht wird – die Gleichgültigkeit. [...] aber dieser Ausspruch: ‚die drei Religionen sind nur eine‘, ist nicht etwa das Ergebnis eines eingehenden Studiums oder einer sorgfältigen Vergleichung der betreffenden Dogmen, sondern das Produkt einer religiösen Gleichgültigkeit, wie man sie kaum sonst irgendwo zu finden vermag. [...] Nicht aus Rücksichten der Religion, sondern aus politischen Gründen wurde China den andern Nationen verschlossen; die Religion läßt den Chinesen vollständig kalt, und wenn man ihm einen noch so langen und eindringlichen Vortrag über die Herrlichkeit der christlichen Lehre hält, so hört er geduldig und scheinbar höchst aufmerksam zu, wie es ja die bekannte chinesische Höflichkeit erfordert, und meint dann sehr freundlich: „Das ist gut, das ist schön, und ich lobe dich, daß du das alles glaubst; warum sollte ich mich also mit dir streiten? Deine Religion ist gut, die Religion der Hoi-hoi ist gut, und die meinige ist auch gut; San-kiao-y-kiao, die drei Religionen sind ja eine, und wir alle sind Brüder!“⁹²

⁹¹ May: *Der Kiang-lu*. S. 243.

⁹² ebd. S. 122-123.

Auch vom Glauben der Chinesen bezüglich ihrer eigenen Religionen hält Karl May nicht viel. Die Religiosität beschränkt sich auf ein paar traditionelle Gesten und Riten, die ohne tieferen Glauben ausgeführt werden. Selbst die Priester sind nur Statisten in ihren Tempeln und wissen kaum über die eigene Religion Bescheid:

Der Bonze war - eben ein Bonze, und damit ist alles gesagt. Seine ganze Bildung bestand in der Kenntnis der rein mechanischen Opfergebräuche, und ich fühlte die Meinung bestätigt, welche ich mir vorhin über ihn gebildet hatte, als er die beiden Nebengötter für Phu-sa und O-mi-to erklärte. Er kannte nicht einmal die richtigen Namen der Figuren, welche er anbetete. Die Bonzen sind im allgemeinen höchst unwissende Menschen; sie leben teils von der Mildthätigkeit anderer und teils von den Gaben, welche sie erhalten, um die Sünden anderer auf sich zu nehmen und durch ein frommes Leben abzubüßen.⁹³

Resignierend stellt May immer wieder fest, dass der christlichen Mission in China nur sehr wenig Erfolg beschieden ist. Verantwortlich dafür wird der Charakter der Chinesen gemacht. May schlägt vor, den missionarischen Eifer auf andere, aufgeschlossenerere asiatische Völker auszuweiten.

Die Andern hörten sehr aufmerksam zu, und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß die heilige Mission bei den einfachen, arglosen Mongolen ein viel fruchtbareres Feld finden würde, als bei den arglistigen impassablen Chinesen.⁹⁴

Erst im „Pax/Friede-Roman“ erkennt May die wahren Gründe für das Fehlschlagen der christlichen Mission in China. Doch zu diesem Zeitpunkt hat sich Mays religiöses Verständnis und seine religiöse Botschaft bereits maßgeblich gewandelt. Offensichtlich hat im Laufe der Zeit ein Umdenken bei Karl May stattgefunden. Grundtenor im „Pax/Friede-Roman“ ist das Bemühen um Verständnis für die chinesische Kultur und Religion. Chinesische Charaktere werden in diesem Roman durchgehend positiv dargestellt. Nicht nur der Verleger Kürschner fühlte sich durch den Roman und dessen Botschaft vor den Kopf gestoßen, sondern auch der deutsche Karl May-Leser und die Literaturkritik wurden mit einem ungewohnten Werk des populären Schriftstellers konfrontiert:

⁹³ ebd. S. 154-155.

⁹⁴ May: *Der Brodnik*. S. 372.

Mit Stirnrunzeln bemerkten die Zeitgenossen aber darüber hinaus, mit welcher Selbstverständlichkeit hier das Axiom von der Überlegenheit der weißen Rasse nicht nur angezweifelt, sondern widerlegt wurde. So notiert etwa Lorenz Krapp nicht ohne abwehrenden Unterton, in ‚Und Friede auf Erden!‘ seien „die Orientalen fast ausnahmslos Engel, die Europäer (z.B. Dilke und die ‚Zivilisatoren‘) [dagegen] fast ausnahmslos Bestien oder heruntergekommene Subjekte“.⁹⁵

May erkennt und kritisiert im „Pax/Friede-Roman“ die Fehler, die die christliche Mission in China gemacht hat, er erkennt die enge Wechselbeziehung, die zwischen Mission und Kolonisierung bestehen, und er klagt die rücksichtslose und unbedachte Form des westlichen Vorgehens in China an. Für die wachsende Intoleranz und das Desinteresse, das die Chinesen gegenüber der christlichen Religion empfinden, sind die Vermittler dieser Religion selbst verantwortlich. Auch Gründe für das Scheitern der anfangs doch so erfolgreichen Jesuitenmission werden aufgeführt:

Werden wir uns klar! Die Strömung, welche jetzt gegen die Küste Chinas brandet, ist eine doppelte, nämlich eine religiöse und eine politische, und beide werden uns von einem und demselben Winde zugeführt, dem Egoismus. Fallen Sie mir nicht mit „Kulturaufgaben“, „zivilisatorischen Pflichten“ und „Sendboten des Christentums“ in die Rede! Das sind Fiktionen, mit denen ein Kenner der Verhältnisse nicht irre zu machen ist! Wer von seiner Religion und von seiner Kulturform behauptet, daß sie die allein seligmachende und er also ein Auserwählter Gottes sei, der ist eben ein Egoist in der höchsten Potenz, und Religion und Politik sind für ihn nur die Mittel, seine Selbstzwecke zu erreichen. Als Christ will er den ganzen Himmel und als Kaukasier die ganze Erde nur für sich allein haben. Sprechen wir nicht von der „Beglückung der Chinesen!“ [...] Ja, es hat einige verständige christliche Sendboten gegeben, die uns studierten und kennen lernten und dann einsahen, daß der Chinese zwar Christ, wenn man seine Eigenart gelten läßt, aber niemals Europäer werden könne. Sie handelten darnach, wurden von unserm Kaiser hoch geehrt und konnten über die Früchte ihrer Arbeit glücklich heimberichten. Da aber verbot man ihnen diese Rücksichtnahme, und die Früchte blieben liegen und verfaulten. Meint man etwa, die bald hier und bald da emporlodernde Empörung gegen die Missionare richte sich gegen ihren Glauben? O nein! Selbst der ungebildetste Chinese hat wenigstens den einen Vorzug, in Beziehung auf die Religion tolerant zu sein. Diese Ausbrüche des angesammelten Zornes werden vielmehr durch die Art und Weise hervorgerufen, in der man diesen Glauben hoch über den unsern stellt und mit rücksichtslosen Sohlen unsere heiligsten Sitten und Gefühle niedertritt.⁹⁶

⁹⁵ Schmid, Ulrich: Ein Vortrag zwischen den Fronten. Karl May im Augsburger Schießgrabensaal, 8. Dezember 1909. In: *Jahrbuch der Karl-May Gesellschaft* 1990. S. 71-106. Hier S. 77-78.

⁹⁶ May: *Et in terra pax*. Sp. 127-128.

Verkürzt lässt sich Mays Kritik am religiösen Kolonialismus auch mit folgenden Worten wiedergeben:

Aber ich klage die ganze sich „zivilisiert“ nennende Menschheit an, daß sie trotz aller Religionen und trotz einer achttausendjährigen Weltgeschichte noch heutigen Tages nicht wissen will, daß dieses „Zivilisieren“ nichts anderes als ein „Terrorisieren“ ist!⁹⁷

Die Grüße, welche wir ihnen senden, riechen nach Pulver. Aus den Wolken, die von uns zu ihnen gehen, brüllt der Donner der Geschütze. Und das ganze, große Reich der Liebe, welches wir bei ihnen gegründet zu haben behaupten, ist in – – – christliche „Interessen“-Sphären eingeteilt!⁹⁸

Welcher Art die idealisierte Kooperation zwischen West und Ost auf der Insel Ocama bei der Gesellschaft der „Shen“ tatsächlich ist, ist schwer nachvollziehbar. Jedenfalls trifft man dort eine Gruppe von Menschen an, deren gemeinsames „Friedensideal“ alle kulturellen und religiösen Unterschiede vergessen lässt. Dass mit dieser Insel die von den Deutschen besetzte Stadt Qingdao gemeint sein könnte, ist wohl eine eher waghalsige Vermutung.⁹⁹

Die Tendenz, die im Frühwerk Mays vertreten wird, scheint derjenigen aus dem „Pax/Friede-Roman“ diametral entgegengesetzt zu sein. Im Frühwerk findet sich kaum Kritik an den kolonialistischen Vorgängen in China, stattdessen strotzt es von rassistischen Vorurteilen während der Kolonialismus in der Regel beschönigend dargestellt wird. Erwin Koppen vermeint bezüglich Mays Frühwerk feststellen zu können:

⁹⁷ ebd. Sp. 198.

⁹⁸ May: *Und Friede auf Erden!* S. 495.

⁹⁹ vgl. Liu Weijian: Vom „jungen Deutsch – China“ zum „heiligen Boden des Verständnisses“. Tsingtau (Qingdao) im Spiegel der deutschen Literatur. In: *Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914*. Hrsg. Hans Martin Hinz, Christoph Lind. Eurasburg 1998. S. 191-195. Hier S. 193.

Weder sind die geographischen Angaben bei May genau genug, noch ist die Beschreibung der Stadt ein zwingender Hinweis auf Qingdao, um diese Schlussfolgerung zulassen zu können. Bezeichnenderweise vermeint Gudrun Keindorf anhand derselben geographischen Angaben die Halbinsel Macao (chin. Aomen, 澳門) – Ocama ist ein Anagramm zu Macao – identifizieren zu können.

vgl. Keindorf, Gudrun: „Die ‚Yin‘ sei unser Märchenschiff“. Zur Topographie und Topologie einer Märchen- und Seelenlandschaft. In: Karl Mays *„Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 293-316. Hier S. 304-308.

Im Gegensatz zu allen anderen, in der Erzählung richtig benannten und eindeutig beschriebenen Städten, steht Ocama für ein nicht lokalisierbares Utopia.

[Karl May stellt] implizit die Chinesen eben doch als ein Volk dar, das auf Grund seiner zahlreichen negativen Charakterseiten und der nicht minder zahlreichen Mißstände im Lande zwar nicht gerade des Opiums, aber doch vielleicht des strammen Regiments eines europäischen Kolonialherren, möglichst des der Tao-dse, der Söhne der Vernunft, bedürfe.¹⁰⁰

Wie hat es zu dem radikalen Wandel in der Position zu China und in der Beurteilung der kolonialistischen Bestrebungen, die in diesem Land unternommen wurden, kommen können? Zum einen begreift sich Karl May als gereiften Schriftsteller, der es nicht mehr nötig hat mit seiner Literatur einem schablonenhaften Denken seiner Leser entsprechen zu müssen. Wichtigste Anstöße für May, seinen pazifistischen Roman zu verfassen, sind neben der Aufforderung Kürschners, einen Beitrag für das kriegsverherrlichende „China-Projekt“ zu leisten, die jüngsten kriegerischen und kolonialistischen Aktivitäten Deutschlands in China (Niederschlagung des Boxeraufstandes, Einnahme Qingdaos und Gründung einer Kolonie), sowie das starke Echo dieser Aktivitäten in der deutschen Presse gewesen, die Karl May zu einem Umdenken bewogen haben. Aber auch die Orientreise, die kurz vor Abfassung des Romans stattgefunden hat, und May die tatsächlichen Zuständen in diversen kolonisierten Ländern vor Augen geführt hat, mag eine entscheidende Rolle in diesem Entwicklungsprozess gespielt haben.¹⁰¹

Der „Pax/Friede-Roman“ stellt den Versuch Karl Mays dar, sich von früheren Aussagen zu China und seiner Gesellschaft zu distanzieren. Charaktere aus früheren Romanen (Sir John Raffley) treten mit nunmehr vollständig gewandelten Ansichten in dieser Erzählung wieder auf. Tatsächlich thematisiert die Erzählung ja auch den Denkprozess des Missionars Waller sowie des Governors, der zu einer vollkommenen Neubewertung der christlichen Mission in China und der europäischen Kolonisation im Orient führt. In diesen beiden Figuren hat May möglicherweise die Geschichte seines eigenen Umdenkens skizziert. Besonders mit dieser Erzählung versucht Karl May, sich der Nachwelt gegenüber zu rechtfertigen und sich von kolonialistischen und in Deutschland immer stärker zu Tage tretendem, rassistischem Gedankengut zu distanzieren. Ganz gelungen ist ihm dieser Versuch aber nicht, viel zu zwiespältig präsentiert sich die Erzählung dem kritischen Leser, der feststellen muss, dass –

¹⁰⁰ Koppen: *Karl May und China*. S. 75.

¹⁰¹ vgl. z.B. Schmid, Ulrich: *Das Werk Karl Mays 1895-1905. Erzählstrukturen und editorischer Befund*. Ubstadt 1989. (= Materialien zur Karl-May-Forschung 12) S. 175-177.

trotz aller Beteuerungen von Seiten Mays – immer noch latenter Imperialismus in der Erzählung zu finden ist und das Denken Mays beherrscht. Der Teufel steckt im Detail: Trotz Kritik an der China-Mission dominiert letztendlich doch das Christentum den Roman. Selbst die religiös tolerante Gesellschaft der „Shen“ auf Ocamia lebt unter dem Zeichen eines flammenden Kreuzes. Immer wieder sieht sich der Erzähler veranlasst, zu betonen, dass die Physiognomien der „guten Chinesen“ kaum noch mongolische Merkmale aufweisen. Im übrigen wissen sich die Chinesen in diesem Roman auch wie Europäer zu benehmen und haben westliche, vor allem auch christlich-religiöse Bildung genossen. Für die Darstellung ihrer ursprünglichen Kultur und Religion bleibt wenig Raum in der Erzählung.¹⁰² Diese Elemente bringen die Glaubwürdigkeit der Botschaft interkultureller Toleranz im Roman ins Wanken. Es mag nicht die Absicht Mays gewesen sein, die Doktrin der westlichen religiösen und kulturellen Überlegenheit auch in diesem Roman erneut zu bestätigen, es ist ihm aber dennoch nicht gelungen sich zu einer vollständig neuen Weltsicht durchzuringen. Verglichen mit der Tendenz in seinen früheren Erzählungen und anderen Chinaromanen seiner Zeit jedoch ist die Darstellung Chinas in „Und Friede auf Erden!“ erfrischend unproblematisch.

Rezipiert wurden und werden aber in viel stärkerem Maße die handlungsreicheren früheren Werke Mays, die viel bedenklichere Botschaften vermitteln. Das große Verdienst Mays ist es, Kultur, Sprache und Gesellschaft Chinas Generationen von Lesern näherzubringen, doch darf man nicht übersehen, dass Karl May auch dazu beigetragen hat, rassistische Vorurteile gegenüber Chinesen in Deutschland zu verbreiten und zu verstärken.

¹⁰² vgl. Kittstein, Werner: „Ach was Chinese! Er ist ja gar keiner! Sondern ein Gentleman...“. Imperialistische Tendenzen in Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 237-271.

3. Deutschland wird aktiv: Gelbe Gefahr und Boxeraufstand

Im ausgehenden 19. Jahrhundert war das internationale Ansehen Chinas auf einen Tiefpunkt gesunken. Das einst bewunderte exotische Land wurde für viele Europäer zu einer belächelten Karikatur seiner selbst. Doch neben der Lächerlichkeit des Landes vermeinten die Europäer auch noch andere Züge hinter dem Antlitz des gedemütigten China zu erkennen. Eine weitgehend irrationale Angst vor der „Gelben Gefahr“ machte sich seit dem Chinesisch-Japanischen Krieg (1894/95) in Europa, Amerika und Australien breit. In diesem Krieg hat das Inselvolk der Japaner seine militärische Schlagkraft erstmals in einer internationalen Auseinandersetzung unter Beweis gestellt. In nur wenigen Jahrzehnten war Japan der Wandel von einem abgeschlossenen, rückständigen und politisch zersplitterten Inselreich zu einem modernen industrialisierten Land nach westlichem Vorbild gelungen, das auf wirtschaftlicher und militärischer Ebene durchaus mit den Mächten des Westens konkurrieren konnte.

Urheber des Begriffes die „Gelbe Gefahr“ zu sein, rühmte sich kein Geringerer als der deutsche Kaiser Wilhelm II. (1859-1941).¹⁰³ Der tatsächliche Bedeutungsgehalt des Begriffes war verschiedensten Interpretationen und den jeweiligen historisch-politischen Umständen unterworfen. Zum einen brachte man mit dem Schlagwort die „Gelbe Gefahr“ die Angst vor einem politischen und wirtschaftlichen Erstarken Chinas zum Ausdruck, als dessen Folge China sich der westlichen Kolonisatoren entledigen und später mit Hilfe seiner gewaltigen Bevölkerungsressourcen (eventuell unter Führung Japans) nach Westen vordringen und Europa, ja sogar die ganze Welt, unterwerfen könnte. Als Vorbild für dieses „Grauensszenario“ diente die Erinnerung an die Einfälle asiatischer Volksstämme (Hunnen, Magyaren, Mongolen) in Europa. Zum anderen befürchtete die weiße Arbeiterschaft vor allem Australiens, Südafrikas und Kaliforniens einen Konkurrenzkampf mit den genügsamen und billigeren chinesischen Kulis (苦力) am Arbeitsmarkt. Die „Gelbe Gefahr“ wurde in diese Regionen vorwiegend in Form von Billigstarbeitskräften aus Südchina als Ersatz für den illegal gewordenen Handel mit afrikanischen Sklaven importiert.

¹⁰³ Viel wahrscheinlicher erscheint es aber, den Ursprung des Schlagwortes in Frankreich zu orten. vgl. Gollwitzer, Heinz: *Die Gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagworts. Studien zum imperialistischen Denken.* Göttingen 1962. S. 45-46.

Wilhelm II. fühlte sich schon 1895 berufen, zum gemeinsamen Kampf der europäischen Mächte gegen die „Gelbe Gefahr“ aufzurufen. Eine Allegorie dieses Kampfes ließ er nach eigenem Konzept vom Maler Hermann Knackfuß, Professor an der Kasseler Kunstakademie, unter dem Titel „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ ausführen:



Die bewaffneten Frauengestalten sollen die europäischen Nationen symbolisieren. Angeführt werden die Kriegerinnen von einem Erzengel, der zum Kampf gegen Rauchschwaden, die sich in Form eines Drachen zusammenballen und in dessen Zentrum eine Buddhafigur sichtbar wird, auffordert. Wilhelm II. übersandte Reduplikationen dieses „Kunstwerks“ an Monarchen und Staatsoberhäupter und beschenkte wichtige Staatsmänner damit; auch anderweitig wurde dieses Bild vielfach veröffentlicht.¹⁰⁴

Während China guten Grund gehabt hätte, die „Gefahr aus dem Westen“ zu fürchten, gab es wohl kaum realpolitische Ursachen, im politisch und militärisch beinahe widerstandslos den fremden Mächten ausgelieferten China eine Bedrohung zu sehen. Ob ernst gemeint oder

¹⁰⁴ vgl. ebd. S. 206-207.

nicht, das Schlagwort der „Gelben Gefahr“ lieferte dem Deutschen Reich gute Vorwände, um auch selbst machtpolitisch im fernen Osten aufzutreten. Die Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat bewiesen, dass ein unvermeidlicher „Weltkrieg“ zwischen den verbündeten europäischen Mächten und einem vereinten Japan und China nichts weiter als kaiserliche Utopien waren.

Deutschland erhielt mit der Ermordung zweier deutscher Missionare in der Provinz Shandong (山東) endlich einen konkreten Vorwand, um die seit Jahren vorbereitete Besetzung der Jiaozhou Bucht und der Stadt Qingdao 1897 vorzunehmen.¹⁰⁵ Somit ist es dem Deutschen Reich nach langem Abwarten gelungen, auch in China seinen „Platz an der Sonne“ zu erringen und eine Kolonie einzurichten. Alle wichtigen europäischen Mächte sowie Japan und die USA schmiedeten Pläne zur Aufteilung Chinas, behinderten ihre Konkurrenten und versuchten die eigene Position zu verbessern. China selbst musste alledem hilflos zusehen; dem bedeutenden chinesischen Staatsmann Li Hongzhang (李鴻章, 1823-1901) gelang es nicht, die fremden Mächte erfolgreich gegeneinander auszuspielen. Er musste über kurz oder lang beinahe allen Forderungen der Ausländer nachgeben. Das überstürzte Reformprogramm des jungen Kaisers Guangxu (光緒, 1871-1908) scheiterte an einer von konservativen Kreisen unter der Führung der Kaiserin-Witwe Cixi (慈禧太后, 1835-1908) inszenierten Palastintrige. Das Programm dieser „Hundert-Tage-Reform“ (百日維新, Juni-September 1898) wurde annulliert, die wichtigsten Reformer um den Kaiser flüchteten aus China, soweit sie nicht ihr Leben lassen mussten, der Kaiser selbst wurde von Cixi, die die Regierungsgeschäfte wieder in die Hand nahm, unter lebenslänglichen Arrest gestellt.

Wenige Jahre später eskalierte die ausländerfeindliche Stimmung in China in Form des „Boxeraufstandes“ (義和團運動, yihetuan yundong). Nicht zufällig ging die Bewegung der „Boxer“ von der Provinz Shandong aus. Traditionell beherbergt diese Provinz Chinas eine Vielzahl von Geheimbünden, Räuberbanden und Sekten, die sich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts neu strukturierten und sich schließlich in der Bewegung der „Boxer“ vereinigten. Die zunehmend aggressive Missionstätigkeit und die Besetzung Jiaozhous erregte Unmut in

¹⁰⁵ vgl. z.B. Liu Shanzhang: Die Besetzung Jiaozhous durch das Deutsche Reich und die Herausbildung einer deutschen Einflußsphäre in Shandong. In: *Von der Kolonialpolitik zur Kooperation. Studien zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen*. Hrsg. Kuo Heng-yü. München 1986. (= Berliner China-Studien 13), S. 35-62.

weiten Kreisen der Bevölkerung. Die traditionellen sozialen Strukturen der Dorfgemeinschaften wurden in ihren Grundfesten erschüttert, weil sich die christlichen Konvertiten vom Familienverband lösten und ihnen die Ahnenverehrung und die Teilnahme an traditionellen Festen und Veranstaltungen von den ausländischen Missionaren verboten wurde. Als es zu einer Serie von Naturkatastrophen und Ernteausfällen kam, wurden die Konvertiten und die „ausländischen Teufel“ (yang guizi, 洋鬼子) dafür verantwortlich gemacht, und es kam zu weiträumigen, organisierten Christenverfolgungen. Die „Boxer“, ein Geheimbund, dem vor allem die untersten Schichten der chinesischen Bevölkerung angehörten, wandten sich vorerst zwar sowohl gegen die mandschurische Fremdherrschaft der Qing-Dynastie (清朝, 1644-1911) sowie gegen den zunehmenden Einfluss der Ausländer und deren Missionierungsbestrebungen. Der Kaiserin-Witwe Cixi gelang es jedoch, die Boxer für die Interessen der Qing-Dynastie und gegen die Ausländer zu mobilisieren.¹⁰⁶ Nach Ermordung des deutschen Gesandten Baron von Ketteler am 20. Juni 1900 erfolgte die Kriegserklärung durch die Mandschu-Regierung an die ausländischen Mächte.¹⁰⁷ Am 4. August brach eine 20.000 Mann starke Armee der Alliierten Streitkräfte von Tianjin (天津) in Richtung Peking (北京, Beijing) auf, um das von Boxern und Regierungstruppen eingeschlossene Gesandtschaftsviertel in Peking zu befreien. Dem technisch und militärisch weitaus überlegenen Heer hatten die nunmehr von der Regierung in Stich gelassenen Boxer nichts entgegenzusetzen; Peking wurde erobert und über Monate hinweg wurde in der Hauptstadt schrecklich geplündert und gebrandschatzt.

In den deutschen Medien wurden die Vorfälle in China intensiv rezipiert. Allen voran sprach der deutsche Kaiser Wilhelm II von einem nötigen Rachefeldzug. In seiner martialischen „Hunnenrede“, die er am 27. Juli 1900 vor dem Expeditionskorps zur Niederschlagung der Boxer in Bremerhaven hielt, ließ der Kaiser es nicht an Deutlichkeit fehlen:

¹⁰⁶ vgl. z.B. Kaminski, Gerd: *Der Boxeraufstand – entlarvter Mythos*. Wien 2000. (= Berichte des Ludwig Boltzmann Instituts für China- und Südostasienforschung 38)

¹⁰⁷ Tatsächlich kam der Angriff der Alliierten auf die Dagou-Forts (大沽炮臺) am 17. Juni 1900 jedoch bereits einer Kriegserklärung der ausländischen Mächte gegen China gleich. Vgl. z.B. Kaminski: *Der Boxeraufstand*. S. 190-202.

Die Aufgabe, zu der Ich Euch hinaussende, ist eine große. Ihr sollt schweres Unrecht sühnen. Ein Volk, das, wie die Chinesen, es wagt, tausendjährige alte Völkerrechte umzuwerfen und der Heiligkeit der Gesandten und der Heiligkeit des Gastrechts in abscheulicher Weise Hohn spricht, das ist ein Vorfall, wie er in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist und dazu von einem Volke, welches stolz auf eine vieltausendjährige Kultur. Aber Ihr könnt daraus ersehen, wohin eine Kultur kommt, die nicht auf dem Christentum aufgebaut ist. [...] Ihr sollt fechten gegen eine gut bewaffnete Macht, aber Ihr sollt auch rächen, nicht nur den Tod des Gesandten, sondern auch vieler Deutscher und Europäer. Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Wer Euch in die Hand fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. [...] Gebt, wo es auch sei, Beweise Euren Mutes, und der Segen Gottes wird sich an Eure Fahnen heften und es Euch geben, daß das Christentum in jenem Lande seinen Eingang finde. Dafür steht Ihr Mir mit Eurem Fahneneid, und nun glückliche Reise. Adieu, Kameraden.¹⁰⁸

Das nationalistisch-rassistische Auftreten gipfelte im Anschluss an die blutige Niederschlagung des Boxeraufstandes in der entwürdigenden Behandlung des chinesischen Prinzen Chun (醇親王), der zu einer „Sühnemission“ nach Deutschland bestellt worden ist sowie der unverschämten Höhe von Reparationszahlungen, die China zu leisten und neuen Konzessionen, die es zu gewähren gezwungen war.

Kein Wunder, dass in dieser Zeit im deutschen Kulturleben wenig Raum für eine positive Rezeption Chinas war. Dennoch wurden in den Jahren vor und nach der Jahrhundertwende die wichtigsten Voraussetzungen für eine tiefere Beschäftigung mit dem chinesischen Kulturkreis geschaffen: Das reale China war in den Medien präsent, tausende von Deutschen bereisten China oder waren dort in der Kolonialverwaltung, in der Mission oder im Heer tätig und brachten nach ihren Aufenthalten neue Informationen nach Deutschland mit. In Berlin und Hamburg wurden sinologische bzw. ostasienwissenschaftliche Lehrstühle an den Universitäten eingerichtet und eine Phase intensiver Übersetzungstätigkeit chinesischer philosophischer und literarischer Schriften setzte ein. In der Kunst galt die ungeteilte Bewunderung aber vorerst einem anderen ostasiatischen Land: Japan!

¹⁰⁸ Weser-Zeitung. Bremen, 28.7.1900.

Zitiert nach: Gründer, Horst (Hrsg.): „...da und dort ein junges Deutschland gründen“. *Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. S. 167-169.

Die Mandschu-Regierung war in den Jahren nach 1900 vom Verfall geprägt, erst 1911 aber wurde der letzte Kaiser Chinas, der zu diesem Zeitpunkt sechsjährige Puyi (溥儀), zum Abdanken gezwungen. 1912 wurde China zu einer Republik, zur Ruhe kommen sollte dieses Land aber noch lange nicht. Vielmehr war es in Machtsphären verschiedener chinesischer Warlords, ausländischer Konzessionen und kommunistischer Enklaven sowie in diktatorisch verwaltete, wiedereroberte Gebiete der nationalen Volkspartei (Guomindang, 國民黨) unterteilt. Es herrschte bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs, der einen noch höheren Blutzoll fordern sollte, beinahe ständig Bürgerkrieg.

3.1. Die Chinaromane der Elisabeth von Heyking

Elisabeth Freifrau von Heyking (1861-1925), Enkelin von Bettina und Achim von Arnim, lebte gemeinsam mit ihrem zweiten Gatten, dem preußischen Diplomaten Edmund von Heyking, von 1896-1899 in Peking. Kurz vor Eskalation des Boxeraufstandes wurde der deutsche Gesandte Edmund von Heyking von seiner Position abberufen und nach Mexiko versetzt, weswegen die Familie Heyking dem tragischen Schicksal des Nachfolgers Klemens Freiherr von Ketteler (1853-1900) entgangen ist. Größtes „Verdienst“ Edmund von Heykings während seiner Amtstätigkeit in Peking war das Aushandeln des Pachtvertrages über 99 Jahre für die deutsche Kolonie Jiaozhou. In seiner Funktion als „Konzessionsjäger“ nahm der Gesandte Heyking eine sehr forschende Haltung gegenüber den chinesischen Amtsträgern und dem chinesischen Hochadel¹⁰⁹ ein und vertrat auf diese Weise die Interessen des deutschen Kaiserreiches mit Erfolg. Elisabeth von Heyking ist nicht ganz freiwillig nach China gekommen, viel lieber wäre sie stattdessen nach Japan gegangen; die Abneigung gegen dieses unbekannte Land und die Enttäuschung wächst bei der direkten Konfrontation mit China ins Unerträgliche. Am 14. August 1896, dem Tag ihrer Ankunft in Peking notiert sie ins Tagebuch:

¹⁰⁹ Seit der Qin-Dynastie (Qinchaos, 秦朝, 221-206 v.u.Z.) gibt es, abgesehen vom Kaiserhaus keine Adelsschicht oder vererbbarere Adelsprädikate im europäischen Sinne in China.

Endlich näherten wir uns Peking. Wir kamen nun durch einen besonders schmutzigen und stinkenden Teil der Straße und sahen die große Mauer, welche die Stadt umgibt, und auf der sich von Zeit zu Zeit hohe Türme befinden, deren Dächer mit bunten Kacheln bedeckt sind. Durch einen dieser Türme führte das Tor, durch welches wir unsern Einzug in Peking, und zwar in die Tatarenstadt, hielten. Wider Erwarten ist diese Stadt wie ein weites leeres Dorf von elenden grauen Häuschen und Hütten; der Weg, wenn von solchem überhaupt gesprochen werden kann, ist noch chaotischer als vorher; bald versinkt man im Kot, bald geht es über große Steinhäufen. Dazwischen sind weite leere Plätze voll stagnierenden Wassers. Der erste Anblick ist so schauerlich häßlich, daß man das Ganze für ein Fieberbild und Alpdrücken hält. Endlich, 5 Stunden nachdem wir Tungchau verlassen, bogen wir in die Straße der Gesandtschaften ein, neben welcher die schmutzigste litauische Dorfgasse ein Paradies ist.¹¹⁰

Gegen Peking empfindet Heyking eine geradezu körperliche Abneigung. Ihren Ekel beschreibt sie mit folgenden Worten:

Einige Visiten gemacht. Die Straßen Pekings werden mir dabei jedesmal entsetzlicher, und ich habe eine physische Repulsion gegen sie, als sollte ich jemand, der mir sehr eklig ist, eine Kuß geben.¹¹¹

In ihren Tagebüchern schildert Heyking ein abstoßendes China, dessen Bewohner schmutzig, und deren Kultur verkommen ist. Auch in Fragen der Kolonialpolitik entspricht ihre Meinung ganz dem Zeitgeist. Sie steht voll hinter den kolonialistischen Absichten ihres Gemahls und des deutschen Kaiserreiches:

Chinesen verstehen nur die Dollar- oder Kanonensprache. Im übrigen befindet man sich einer großen starren Mauer gegenüber, gegen die alle europäischen Gedanken und Argumente spurlos abprallen, und zwischen den Europäern und Chinesen besteht eine derartige Anschauungskluft, daß sie nie zu überbrücken sein wird. Was sie auch früher gewesen sein mögen, heute sind die Chinesen schmutzige Barbaren, welche keine europäischen Gesandten, wohl aber europäische Herren brauchten – je eher, je besser. [...] [Wir müssen] eine Station erwerben, von der aus wir dann auch für unsere Industriellen Eisenbahnen in das Land hinein verlangen können. Von der bloßen Gesandtschaft aus kann man mit den Chinesen nicht mit Erfolg arbeiten. Wir müssen uns unseren Platz an dem großen chinesischen Trog erwerben [...].¹¹²

¹¹⁰ Heyking, Elisabeth von: *Tagebücher aus vier Weltteilen 1886/1904*. Hrsg.: Grete Litzmann. Leipzig 1926. S 190.

¹¹¹ ebd. S. 201.

¹¹² ebd. S. 204-205.

Dass der Eindruck, den Peking auf Elisabeth von Heyking macht, nicht zwingend der aller Damen der Pekinger Gesandtschaften war, beweist die Gegenüberstellung von Tagebuchauszügen Heykings mit den „Lebenserinnerungen“ von Paula von Rosthorn, der Frau des Dolmetschers, Diplomaten, Sinologen und langjährigen österreichisch-ungarischen Gesandten Arthur von Rosthorn.¹¹³ Weder an Kenntnissen über China, noch in einem aufgeschlossen freundlichen Umgang mit der chinesischen Bevölkerung konnte sich das Ehepaar Heyking mit dem Ehepaar Rosthorn auch nur annähernd vergleichen. Der berühmte deutsche Sinologe Otto Franke, der das Ehepaar Heyking persönlich kannte, beschreibt die Gesinnung der beiden vielmehr folgendermaßen:

Über die Chinesen hatten beide die in Berlin und anderswo damals vorgeschriebenen Ansichten: sie galten für schmutzig, feige, zurückgeblieben und widerwärtig, gut genug nur dafür, daß man ihnen ihre Besitztümer abnehmen und auf ihrem Rücken die Karriere fördern konnte. Sich mit chinesischen Kulturfragen abzugeben, war das Zeichen eines subalternen Geistes, im besten Falle eine Gelehrtenschulle; es war nichts an diesem Volk, das man ernst nehmen mußte.¹¹⁴

In ihren beiden Chinaromanen „Briefe; die ihn nicht erreichten“ (1902) und „Tschun“ (1914) veränderte sich Heykings Haltung in bezug auf China in vielen Aspekten radikal im Vergleich zu den Tagebucheinträgen. Auch Spuren von Selbstkritik finden sich in den Romanen, die stark autobiographisch angelegt sind. *Die Aussagen ihrer Tagebücher und die ihrer Romane widersprechen einander bisweilen so krass, daß man glauben könnte, sie stammten von zwei verschiedenen Personen.*¹¹⁵

Der erste Roman Heykings „Briefe, die ihn nicht erreichten“, 1902 als Fortsetzungsroman in der Berliner „Täglichen Rundschau“ erschienen (die Buchausgabe folgte 1903), wurde zu einem überraschenden Erfolg. Der in viele Sprachen übersetzte sentimentale Briefroman wurde zu einem Weltbestseller; schon im Erscheinungsjahr 1903 erreichte die Buchfassung

¹¹³ vgl. Kaminski, Gerd; Unterrieder, Else: *Wäre ich Chinese, so wäre ich Boxer. Das Leben an der k. und k. Gesandtschaft in Peking in Tagebüchern, Briefen und Dokumenten.* Wien; Zürich 1989. (= Berichte des Ludwig Boltzmann Instituts für China- und Südostasienforschung 28)

¹¹⁴ Franke, Otto: *Erinnerungen aus zwei Welten.* Berlin 1954, S. 98. Zitiert nach: Zhang Zhenhuan: *China als Wunsch und Vorstellung. Eine Untersuchung der China- und Chinesenbilder in der deutschen Unterhaltungsliteratur 1890-1945.* Regensburg 1993. (=Theorie und Forschung 241; Literaturwissenschaft 14), S. 139.

¹¹⁵ Günther, Christiane C.: *Aufbruch nach Asien. Kulturelle Fremde in der deutschen Literatur um 1900.* München 1988. S. 127.

des Romans in Deutschland zumindest 51. Auflagen, 1906 war die 77. Auflage, 1909 die 82. Auflage erforderlich.¹¹⁶ In einem Monolog in Briefform schildert die Verfasserin ihre Reisen in Japan, den Vereinigten Staaten, Europa und Mexiko. Den Geliebten, an den die Briefe gerichtet sind, erreichen, wie der Titel schon verrät, diese Nachrichten nicht mehr, da er in den Wirren des Boxeraufstandes ums Leben kommt. Aus der Ferne reflektiert die Autorin ihre Chinaerfahrungen und diskutiert die politischen Verhältnisse des unruhigen Reichs der Mitte. Dabei gelangt sie zu ungewöhnlichen Einsichten und erkennt das vielfache Unrecht, das China von Seiten der Ausländer zugefügt wurde. Die „Briefe“ sind geprägt von Kritik an der Kolonialpolitik und einem sozialen Engagement für die chinesische Unterschicht. Die Ausländer selbst sind nach Ansicht Heykings für die verhängnisvollen Vorfälle, die zum Boxeraufstand geführt haben, verantwortlich, weil sie bedrohliche Zeichen, die ihnen eine Warnung hätten sein sollen, ignoriert haben und stattdessen China mit immer unverschämteren Forderungen so lange unter Druck gesetzt haben, bis es zur Eskalation kommen hatte müssen. *Die gierige Unersättlichkeit der Fremden hat die chinesische Regierung der reaktionären Partei in die Arme getrieben [...]*.¹¹⁷

[D]ie Unzufriedenheit ist diesem resigniertesten aller Völker künstlich beigebracht worden. Sie verlangten nur das Leben mit all seinen Unvollkommenheiten ruhig weiter gleiten zu lassen, wie es seit den Tagen der Klassiker geschehen, aber immer zahlreichere Leute sind gekommen, die ihnen von Fortschritt und Wechsel sprachen und die alle irgend einen Artikel hatten, den sie ihnen als unentbehrlich aufdrängen wollten, Religionen, Kriegswaffen, Eisenbahnen und Dampfschiffe. [...] So wurden diese religiös indifferenten Menschen aus ganz irdischen Gründen allmählich fanatisch und ihr politischer Hass erwachte, als sie immer mehr gewahr wurden, daß die Fremden China geringschätzig als eine Melone ansahen, die reif ist, in Stücke geteilt zu werden.¹¹⁸

Als Frau eines Gesandten war Heyking mit den politischen Vorgängen in China und den Ränken der internationalen Diplomatie bestens vertraut. Hat sie während ihres Pekingaufenthalts selbst die Position eines aggressiven Imperialismus vertreten, wie ihre Tagebuchnotizen beweisen, so greift sie jetzt die Vorgehensweise der gewinnsüchtigen

¹¹⁶ vgl. Fang: *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933*. S. 175.

¹¹⁷ Heyking, Elisabeth von (anonym): *Briefe, die ihn nicht erreichten*. Berlin 1904. S. 118.

¹¹⁸ ebd. S. 193-194.

westlichen Staaten vehement an und verteidigt das wehrlose China, das auch keinen moralischen Widerstand mehr zu leisten fähig scheint:

Ein jeder stachelte die Chinesen dazu an, gegen die Forderungen des anderen scharf aufzutreten und ihm nichts zuzugestehen, aber im entscheidenden Moment ließ man die Chinesen stets im Stich, es wurde ihnen nie wirklich geholfen, sondern man überließ sie der Gnade des anderen und stellte dann das Gleichgewicht wieder her, indem man selbst mit neuen Forderungen kam.

Ich habe selbst nirgends so sehr wie in Peking den Erfolg verachten gelernt, weil ich einmal ganz aus der Nähe gesehen habe, womit er erreicht wurde, von den einen durch Bestechung, von den anderen durch Drohen mit roher Gewalt. Die armen Chinesen sind nun einmal gegen Geld und Kanonen, innerlich und äußerlich, widerstandslos.¹¹⁹

Sarkastisch äußert sich die Schriftstellerin in einer anderen Stelle zu den „Ruhmestaten“ der Imperialisten und ihren kolonialistischen Absichten:

Wenn heute eine Drachensage geschrieben würde, müßte sie ganz anders lauten, als diese alte vom schönen, ritterlichen Georg, der nur die Welt vom bösen Ungeheuer befreien wollte. Heute ziehen viele magere Wichtelmännchen gegen den Drachen aus, der im fernen Cathay seine Heimat hat, aber sie alle wollen nicht etwa den Lindwurm erlegen, sondern durch ihn fett werden. Der moderne heilige Georg legt dem Ungeheuer Ketten an, auf daß er stille halte und sich melken lasse.¹²⁰

In diesem gelungenen ironischen Gleichnis, sieht Li Changke eine Antwort auf die berüchtigte „Hunnenrede“ des Kaisers Wilhelms II.¹²¹ Ebenso gut könnte Heyking in dieser Stelle aber auch auf das populäre, von Kaiser Wilhelm II. konzipierte Bild „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ (vgl. S. 48) Bezug nehmen. Die Helden und Ritter der Gegenwart sind zu Wichtelmännern degeneriert, die nur an ihren „Bauch“ denken. Ihre Angriffe auf den Zeitgeist des deutschen Wilhelminismus ist Heyking gezwungen, indirekt zu formulieren. Als Diplomategattin hätte es sich die Schriftstellerin wohl kaum erlauben können, unverhüllt Kritik an der deutschen Außenpolitik zu üben. Wahrscheinlich zog es die Autorin wegen des brisanten Inhalts vor, ihr Werk anonym erscheinen zu lassen. Geschadet hat das Buch der Karriere ihres Gatten nicht, die Autorin sieht im Gegenteil im Erfolg der „Briefe“ den Grund

¹¹⁹ ebd. S. 32-33.

¹²⁰ ebd. S. 183.

¹²¹ Li: *Der China-Roman in der deutsche Literatur*. S. 111.

für eine Beförderung ihres Ehemannes.¹²² Auch im „Tschun“ vermeidet Heyking kritische Bemerkungen zur deutschen Kolonialpolitik und verzichtet deshalb generell auf die Darstellung von Deutschen in diesem Roman. Das Gesandtenehepaar, das große Ähnlichkeiten mit dem Ehepaar Heyking aufweist, spricht französisch! Wenig sympathisch war Heyking die Hochstilisierung des ungleichen Kampfes der modern bewaffneten und gut ausgebildeten alliierten Truppen gegen mit Messern bewaffnete chinesische Bauereinheiten, zu verklärten Heldentaten in der Tagespresse und in zahlreichen Publikationen. Sie kritisiert das sinnlose Morden und vertritt eine pazifistische Position gegen den allgemein propagierten „Hurra-Patriotismus“.

Von allen Ländern aus fahren jetzt Schiffe nach dem fernen Osten; sie sind voller Menschen, die bis vor wenigen Tagen von China vielleicht nur wußten, daß dort die Männer Zöpfe tragen und die Frauen auf winzigen Füßen einhertrippeln. Diese Kosaken und Franzosen, Engländer und Italiener, Söhne deutscher Gauen, Amerikaner, Japaner, sogar Inder – wozu ziehen sie aus? An einem entlegenen Erdenwinkel werden sie unbekannte gelbe Männer treffen, die ihrerseits von ihnen nie vorher gehört haben. Tausende von Meilen trennten sie bisher von einander, und sie konnten weder Freund noch Feind sein, denn sie wußten nicht einmal von der gegenseitigen Existenz. Trotzdem wird jetzt einer den andern umbringen, und man wird das schön und patriotisch nennen.¹²³

„Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas“ (1914), der zweite Chinaroman Heykings, konnte nicht an die Erfolge der „Briefe“ anschließen. Der Handlungszeitraum des Romans lässt sich mit den Jahren 1898-1900 eingrenzen und erreicht naturgemäß den Höhepunkt im Spannungsbogen mit der Darstellung der Belagerung der ausländischen Gesandtschaften durch die Boxer. Inhaltlich war der Roman den deutschen Lesern wohl nicht mehr aktuell genug; der Ausbruch des Ersten Weltkrieges richtete die Aufmerksamkeit potentieller Leser auf ganz andere Themen, weswegen dieses Werk Heykings im Verhältnis zu den „Briefen“ nur sehr schwach rezipiert wurde.¹²⁴ Bei der Erzählung handelt es sich um einen Entwicklungsroman. Aus der Perspektive des getauften Chinesenjungen Tschun beschreibt die Erzählerin die politischen Umstände, die zum Boxeraufstand geführt haben.

¹²² Heyking: *Tagebücher aus vier Weltteilen*. S. 403.

¹²³ Heyking: *Briefe, die ihn nicht erreichten*. S. 242.

¹²⁴ vgl. Fang: *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933*. S. 177.

Tschun fühlt sich seit frühester Jugend zu den Ausländern hingezogen, weil er glaubt, dass diese Vertreter einer „besseren Welt“ sind:

[D]iese Fremden sind wahrlich bessere Menschen: ihre Priester haben uns den wirklichen lieben Gott gebracht, und diese weltlichen Herren wollen uns nun auch noch all die übrigen guten Dinge bringen. Sicher wird es einmal sehr schön werden. Wenn es nur recht schnell ginge.¹²⁵

Als er fälschlicherweise von einem Onkel des Diebstahls bezichtigt wird, flieht Tschun enttäuscht zu den Ausländern in der Gesandtschaft. Dort arbeitet er als Diener (Boy) einer Diplomategattin. Von seinen Landsleuten fühlt Tschun sich verraten und verstoßen. Den Fremden will er nun helfen, China zu einem besseren und moderneren Land zu machen. Doch schon bald muss er erkennen, dass nicht alles, was die Fremden tun, nur zum Besten Chinas geschieht, sondern eigennützige Absichten das Handeln der Fremden häufig bestimmen. Besonders enttäuscht ist er, als er feststellt, dass die Ausländer kein Interesse haben, die „Hundert-Tage-Reform“ des Kaisers Kwang Hsü (Guangxu) zu unterstützen und gegen die reaktionären Kräfte unter Führung der Kaiserin-Witwe Tzü Hsi (Cixi) zu verteidigen. Dass der rechtmäßige Kaiser westliche Ideen propagierte und (laut Heyking) christlichem Gedankengut nahestand, kann die Fremden nicht dazu bewegen, sich für den Kaiser einzusetzen. Während des Boxeraufstandes kommt es zu Christenverfolgungen, weswegen Tschun mit seiner alten Mutter in eine Kirche flüchtet und gemeinsam mit den Fremden tapfer das Gebäude verteidigt. Der Mut Tschuns wird aber von den eingebildeten Fremden nicht honoriert. Nach der „Befreiung“ Pekings durch die alliierten Truppen kommt es zu wüsten Plünderungen in der Hauptstadt. Die fremden Soldaten morden wahllos unschuldige Chinesen und bereichern sich an deren Hab und Gut. Tschun selbst wird von den Fremden als ein „Boxerfreund“ bezeichnet und schwer misshandelt, als er sich für einen unschuldig zum Tode verurteilten Chinesen einsetzt. Enttäuscht muss sich Tschun eingestehen, dass er die Fremden völlig falsch beurteilt hatte:

[Tschun] selbst hatte [die Fremden] einst auch [für höhere Wesen] gehalten. War vertrauend zu ihnen gekommen, im Glauben, daß sie, wie für ihn, den einzelnen, so auch für das ganze Land, nur Wohlwollen und gute Gaben brächten. Welcher Wahn war das

¹²⁵ Heyking, Elisabeth von: *Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas*. Berlin 1914. S. 100.

gewesen! Nein! wahrlich, die waren keine höheren Wesen, keine besseren Menschen! Und sie brachten nichts Gutes und wollten niemand wohl. Sie wollten ja nur möglichst viel für sich selbst! Aus Gier waren sie zuerst über die Meere von ihren fernen Ländern hergekommen. Und Gier blieb seitdem die treibende Kraft in all ihrem Tun und Trachten. [...] Unwiederbringlich. All sein Glaube an die Fremden war dahin. Nie mehr könnte er von ihnen Gutes erwarten. Nicht für sich. Nicht für sein Land. Sie erschienen ihm jetzt hassenswert. Und er haßte sie mit all seinen Kräften. Ja, er schöpfte neue Kräfte aus diesem großen Hasse. Und nie würde er von ihnen hinnehmen, was er schon als Kind von seinen eigenen Landleuten nicht ertragen hatte. Nein, keinen Augenblick mehr konnte er bei diesen Menschen bleiben. Er mußte fort. Er wollte fort.¹²⁶

Die Botschaft des Romans lässt sich folgendermaßen verstehen: Durch ihre Besitzgier und ihr gewaltsames Vorgehen bei der Niederschlagung des Boxeraufstandes in China haben die Fremden die letzten Sympathien bei der chinesischen Bevölkerung eingebüßt. Tschun löst konsequent seine Identitätskrise indem er sich gegen die Fremden und für China, ein neues China aus eigener Kraft, entscheidet. *Und Tschun nahm seinen Lauf wieder auf. Hin zum kommenden China.*¹²⁷ Dieser letzte Satz weist, wie auch der Untertitel des Romans „Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas“ auf eine positive Wertung der neuen chinesischen Republik, die sich 1912 etabliert hatte, hin. Der volle Name Tschuns, Tschun fung (Chunfeng, 春風), bedeutet Frühlingswind. Tschun ist ein Hoffnungsträger für ein neues, modernes und eigenständiges China. In kaum einer anderen deutschen Quelle aus derselben Zeit findet sich eine derartige positive Wertung der politischen Umwälzungen im China von 1912.

Elisabeth von Heyking hatte im Gegensatz zu Karl May China selbst bereist und konnte deshalb bei ihrer literarischen Darstellung Chinas auf persönliche Erfahrungen und Einblicke zurückgreifen. Auf zusätzliche Quellen bei der Darstellung von China und Chinesen scheint Heyking weitgehend verzichtet zu haben. Im Roman „Briefe, die ihn nicht erreichten“ findet sich ein Hinweis darauf, dass Heyking die populären Reiseberichte des Geographen Ferdinand von Richthofen (1833-1905), die sie abwertend als *Evangelium aller Jünger des neuen Glaubens „Heil durch China“*¹²⁸ bezeichnet, gekannt hat. Heyking könnte mit ihrer Anspielung folgende zwei Werke Richthofens gemeint haben:

¹²⁶ ebd. S. 418-420.

¹²⁷ ebd. S. 428.

¹²⁸ Heyking: *Briefe, die ihn nicht erreichten*. S. 9.

- Richthofen, Ferdinand von: China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. Berlin 1877.
- Richthofen, Ferdinand von: Shantung und seine Eingangspforte Kiautschou. Berlin 1898.

In ihrer Beschreibung Chinas beschränkt sich Heyking auf die Stadt Peking und Umgebung, also Orte, an denen sie sich selbst aufgehalten hat. Ihre Stärke liegt in der Schilderung des Lebens der ausländischen Gesandtschaften. Weniger glaubwürdig wirken hingegen ihre Darstellungen des Alltagslebens und der Kultur der Chinesen. In erster Linie kennt Heyking die Chinesen wohl nur als Diener des Gesandtschaftspersonals oder Warenverkäufer, aber immerhin sind für sie die Chinesen in den Romanen nicht nur eine gesichtslose Masse von Kulis, die die Strassen Pekings bevölkern, sondern sie versucht zwischen verschiedenen Berufsgruppen, Religionsangehörigen und sozialen Schichten zu unterscheiden. China ist nicht, wie bei vielen anderen Schriftstellern, nur exotischer Hintergrund einer Erzählung, die von westlichen Protagonisten dominiert wird, sondern zentrale Handlungskomponente; die Chinesen erhalten in ihren Beschreibungen klare und differenzierte Charaktereigenschaften und treten als psychologisierte Persönlichkeiten auf. Laut Günther kannte sich Heyking (neben Alfons Paquet) am gründlichsten in einer asiatischen Kultur aus.¹²⁹ Zwar gelangte Heyking während ihres dreijährigen Chinaaufenthaltes zu Einsichten und Erfahrungen, die sie vielen ihrer deutschen Zeitgenossen voraus hatte, sie aber als eine der besten Chinakennerinnen bezeichnen zu wollen ist denn doch ein wenig zu hoch gegriffen. Heyking war eine hervorragende Kennerin des Lebens in den ausländischen Gesandtschaften in China, die tatsächlichen chinesischen Verhältnisse blieben der Schriftstellerin aber weitgehend verborgen. So verwundert es auch nicht, dass trotz ihrer Sympathien für die Chinesen zahlreiche altbekannte Stereotypen und Vorurteile in ihre Schilderungen miteingeflossen sind. Bezeichnend sind bereits die ersten Sätze im Roman „Tschun“:

Tschun war ein schmutziger kleiner chinesischer Junge. Er war nicht schmutziger als andere kleine chinesische Jungen. Er war im Gegenteil etwas reiner. Denn Tschuns Mutter war Christin. Und Christentum bedeutet in China unter anderem auch gelegentliches Waschen.¹³⁰

¹²⁹ vgl. Günther: *Aufbruch nach Asien*. S. 29.

¹³⁰ Heyking: *Tschun*. S. 7.

Zahlreiche Chinesen sind bei Heyking ebenfalls mit den Attributen schmutzig, verschlagen, undurchschaubar etc. ausgerüstet. In ihrer Beschreibung Chinas ist immer der Vergleich mit europäischen Verhältnissen immanent und Europa schneidet bei diesem Vergleich deutlich besser ab. Die Gegensätze zwischen europäischer und chinesischer Kultur lassen sich am besten durch Antonyme darstellen:

<i>europäische Kultur</i>	<i>chinesische Kultur</i>
rein	unrein
dynamisch	statisch
vital	erschöpft
vielfältig	einförmig
aufgeklärt	abergläubisch
religiös	zeremoniell ¹³¹

Im Gegensatz zu Christiane Günther¹³² stellen wir also fest, dass Heykings Chinabild, wie man es aus den Tagebüchern kennt, in den Grundzügen mit dem der Romane homogen ist. Gewandelt hat sich im wesentlichen nur die Position, die sie zu den Chinesen einnimmt, nicht aber deren Darstellung.

¹³¹ Harth, Dietrich: Über die Bestimmung kultureller Vorurteile, Stereotypen und *images* in fiktionalen Texten. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 17-42. Hier S. 33.

¹³² vgl. Fußnote Nr.115, S. 55.

3.2. Eugen von Binder-Krieglstein

Für das 19. Jahrhundert attestieren Gerd Kaminski und Else Unterrieder den Österreichern ein vergleichsweise positives Chinabild bei gleichzeitig äußerst geringen Faktenkenntnissen. Da Österreich kaum machtpolitische Interessen an China hatte, hatte hier das in der Barockzeit entstandene, zwar zur Karikatur verzerrte, aber liebenswürdige Bild von China viel länger Bestand als in anderen europäischen Ländern.¹³³ Mit China beschäftigten sich zwar auch zahlreiche österreichische Gelehrte, die Ergebnisse ihrer Forschungen hatten jedoch wenig Breitenwirkung. Die Errichtung einer österreichischen Konzession in Tianjin nach dem Boxeraufstand bewirkte keine Zunahme der chinesisch-österreichischen Beziehungen. Der prozentuelle Anteil Österreich-Ungarns am gesamten Chinahandel betrug beispielsweise im Jahr 1913 nur 0,58 Prozent.¹³⁴ Trotz der Missklänge, die der Boxeraufstand verursachte und an dessen Niederschlagung auch österreichische Truppen beteiligt waren, hatte sich in Österreich bis in die Zwischenkriegszeit in der öffentlichen Meinung keine beständige negative Beurteilung Chinas durchgesetzt.

Ein ganz anders Bild hingegen zeigen die Schriften des Österreichers Eugen von Binder-Krieglstein (1873-1914). Der Offizier Eugen Reichsfreiherr von Binder-Krieglstein kam als Soldat der alliierten Truppen das erste Mal nach China und nahm an der Strafexpedition gegen die Boxer teil. Wenig später bereiste er Zentralchina. Aus diesen frühen Chinaerfahrungen resultierte die Publikation „Die Kämpfe der deutschen Expeditionskorps in China und ihre militärischen Lehren“ (Berlin 1902). Später nahm er als Berichterstatter am russisch-japanischen Krieg in der Mandschurei teil (Bei der selben Tätigkeit kam ein Bruder¹³⁵ Binder-Krieglsteins in Nordchina in der Stadt Harbin (哈爾濱) ums Leben) und bereiste anschließend vier Jahre lang Nordchina (= Mandschurei), die Mongolei und Korea.¹³⁶

¹³³ vgl. Kaminski, Gerd; Unterrieder, Else: *Von Österreichern und Chinesen*. Wien 1980. (= Berichte des Ludwig-Bolzmann-Instituts für China- und Südostasienforschung 13). S. 388.

¹³⁴ vgl. ebd. S. 463.

¹³⁵ nicht der Vater, wie Zhang fälschlicherweise behauptet!
vgl. Zhang: *China als Wunsch und Vorstellung*. S. 282.

¹³⁶ die biographischen Daten entnehme ich der etwas verwirrenden Darstellung von Ewers (für Ewers scheint z.B. der Boxeraufstand nach 1901 stattgefunden zu haben). vgl. Ewers, Hanns Heinz: Zum Geleit. In: Eugen von Binder-Krieglstein: *Aus dem Lande der Verdammnis*. Berlin o. J. S. 7-10.

Ort der Handlung seiner beiden Bücher „Aus dem Lande der Verdammnis“ und „Zwischen Weiß und Gelb“ (beide 1909 veröffentlicht) sind vorwiegend Nordchina, Korea und die Mongolei während und nach dem russisch-japanischen Krieg (1904/05), der auf chinesischem Territorium ausgetragen worden ist. Beide Werke sind stark autobiographisch geprägt, der Autor selbst tritt als Erzähler und wichtigster Protagonist auf. Geschildert werden in einer losen Folge einzelne Erzählungen, in deren Zentrum ein weiterer Protagonist, nach dem die jeweiligen Kapitel benannt sind, steht. Von einem Roman kann man nur bei „Aus dem Lande der Verdammnis“ sprechen, da in diesem Werk neben dem Erzähler noch die Figur des chinesischen Dieners Karl (eigentl. Tuan-fu-tscheng) die einzelnen Erzählungen zu einem gemeinsamen Ganzen verbindet und eine gewisse zeitliche Kontinuität eingehalten wird. In „Zwischen Weiß und Gelb“ hingegen stehen die einzelnen Erzählungen unabhängig von einander und ohne zwingende Reihung abgedruckt.

Binder-Krieglstein hat sich jahrelang in China aufgehalten, konnte nach eigenen Angaben recht gut Chinesisch sprechen¹³⁷ und könnte deshalb auch als einer der besten „Kenner Chinas“ unter den Schriftstellern im von mir untersuchten Zeitraum im deutschsprachigen Raum gelten. Tatsächlich aber verstellte ihm die Doktrin einer kulturellen und rassischen Überlegenheit der Europäer in seiner Denkungsart jede Möglichkeit, näher auf die Fremdkultur einzugehen und Verständnis für sie zu empfinden. Stärker als die meisten anderen Schriftsteller tritt er den Chinesen mit einer absoluten Arroganz und Uneinsichtigkeit entgegen. Ausdrücklicher Zweck seines Chinaaufenthaltes war, *den unverständlichen Charakter dieser interessanten und widerwärtigen [chinesischen] Rasse zu studieren [...]*.¹³⁸ Gegen Ende des Romans „Aus dem Lande der Verdammnis“ muss Binder-Krieglstein sich dann aber auch eingestehen, dass er China *niemals würde verstehen können*¹³⁹; allenfalls ist ihm *ein Einblick in das sonderbare Treiben dieser Rasse gestattet*¹⁴⁰, Verständnis ist unmöglich.

Binder-Krieglstein ist Rassist in Reinkultur und beurteilt Völker in ihrer Gesamtheit nach (zum Teil selbst konstruierten) rassentheoretischen Gesichtspunkten. Er empfindet

¹³⁷ vgl. z.B. Binder-Krieglstein, Eugen von: *Aus dem Lande der Verdammnis*. Berlin o. J. S. 16.

¹³⁸ ebd. S. 272.

¹³⁹ ebd. S. 299.

¹⁴⁰ ebd. S. 303.

Sympathien für Mongolen und Koreaner, hasst die Japaner, sieht sich aber gezwungen ihren Mut anzuerkennen und verabscheut die Chinesen. Chinesen sind seiner Meinung nach eine entemotionalisierte Rasse, die Begriffe wie Mitleid, Verzeihung und Erbarmen nicht verstehen können. Ihr Handeln hält sich an keine moralischen Richtlinien, einzig mit Strafen und durch Prügel können Chinesen zur Einhaltung westlicher Maxime gezwungen werden.

So roh es klingen mag, aber dies ist die einzige Möglichkeit [nämlich das Androhen von Prügel], Chinesen im Zaume zu halten und vernünftig zu verwenden. Eine einzige Schwäche von seiten des Europäers macht ihn in ihren Augen verächtlich. Sie verstehen weder Gutmütigkeit noch Aufrichtigkeit, weder Mitleid noch Großmut – alles was in unseren Augen Tugenden sind, erscheint ihnen als Laster, weil es unlogische Schwäche ist. Keine Rasse hat eine so erbarmungslose Logik wie der Chinese. Eben weil sie ein Volk sind, dessen ganze Kultur und Wissenschaft sich nur auf Beobachtungen aufgebaut hat, haben sie bereits vor Tausenden von Jahren in den schattigsten Winkeln ihrer Urheimat gesehen, daß etwa Mitleid ein Laster ist, welches die schlechten Triebe bei anderen fördern und dem Mitleidigen nie Segen bringt – eine Erfahrung, welche nur die monotheistischen Religionen bekämpft haben. Wenn man das Mitleid auch in anderen, heidnischen Dogmen findet, so hat es seine Wurzel nicht in einem Drang von Seelengröße, sondern wird als sozial-praktische Maxime nur dort angeraten, wo es in seiner Anwendung weder dem Betroffenen noch der Gesellschaft Schaden bringen kann. Mitleid mit dem Schuldigen – Verzeihung einer Beleidigung kennt der Chinese überhaupt nicht. Deshalb verstehen sie uns nicht und halten uns für dumme Barbaren, weil wir zweifellos unlogisch handeln. Denn sie verstehen nicht die Moral des Christentums, das uns trotz äußerem Atheismus, durch Vererbung ins Blut übergegangen ist, und sehen in unserem Gemüt nur Unerfahrenheit, Dummheit und Schwäche.¹⁴¹

Selbst europäischen Verbrechern sieht sich Binder-Krieglstein aus rassistischen Gründen verbunden und ist verpflichtet, sie gegen die verachteten Chinesen zu verteidigen:

Seit Monaten hatte ich kein weißes Antlitz mehr betrachtet, und ein großes Mitleid mit diesem Gauner stieg in mir auf. [...] Sollte [der Betrüger Kyrios Borumis] selbst ein zehnfacher Raubmörder und Zuchthäusler sein, meinesgleichen war er hier! Aber auch nur hier unter den Hunderttausenden von Chinesen und Mongolen. – Wir waren Arier – seit Urzeiten floß dasselbe Blut durch unsere Adern [...]. Er hatte weiße Haut und hatte als Kind zu demselben Gott gebetet wie ich. Eine weiße Mutter hatte ihn geboren und gesäugt. [...] Aber solange wir unter Chinesen hausten, wollte ich mit ihm zusammenhalten. Hier gebot das Rassengefühl, den Gelben das Schauspiel, zwei weiße Männer getrennte Wege wandeln zu sehen, zu ersparen. Kamen wir wieder unter Leute unseres Stammes, dann

¹⁴¹ ebd. S. 21-22.

sollten wieder unsere gesellschaftlichen Vorurteile anerkannt werden – vorläufig hatten sie gegen die viel höheren Rassenvorurteile zurückzustehen.¹⁴²

Für Chinesen, die er in seinen Erzählungen mit einer unerschöpflichen Fülle an Schimpfwörtern belegt, empfindet Binder-Krieglstein Verachtung bis hin zum glühenden Hass. Für den Schriftsteller sind die Angehörigen des chinesischen Volkes ausnahmslos feige, verschlagen, hinterhältig, schmutzig, dumm etc., er beschimpft sie als *gelbes Viehzeug*, *elendstes Stümperwerk Gottes*¹⁴³, *gelbe Kanailen*¹⁴⁴, *chinesische Schweine*, *gelbe Schufte*¹⁴⁵, *erbärmliches Kulivolk* und *Ungeziefer*¹⁴⁶. Gegen den Trend empfindet der Atheist Eugen von Binder-Krieglstein eine gesteigerte Abneigung gegen chinesische Christen.¹⁴⁷ Chinesen sind seiner Meinung nach gar nicht fähig, das Christentum zu verstehen.¹⁴⁸ In erschreckender Offenheit bekennt der Autor, dass er seinem Hass auf die Chinesen am liebsten in wilder Mordlust Genüge tun würde.

[ein Mongole rief:] „Töten! Niedersäbeln! Brennen! Morden! Chinesische Kanailen!“... Ein Tollhaus schien seine Tore geöffnet und Tobsüchtige ausgespien zu haben. Und doch verstand ich diese wilde Mordlust, denn ich teilte sie. Mein nordisches Blut äußerte sich weniger kochend, doch zuckte es seit Jahren in mir, wieder wie im Boxerkriege auf dieses verachtungswürdige Volk losschlagen zu können.¹⁴⁹

Der Chinese kann jedoch zum „idealen Diener“¹⁵⁰ werden, wenn man ihn richtig, nämlich mit Gewalt, dazu erzieht. Das Verhältnis zwischen Binder-Krieglstein und seinem „treuen“ Diener Karl lässt sich letztendlich als ein Verhältnis zwischen Herr und Hund beschreiben. Li Chanke vermeint in der Darstellung des chinesischen Dieners Karl auch durchaus sympathische Seiten zu entdecken. Seiner Meinung nach wandelt sich das Bild, das der Schriftsteller von ihm zeichnet, erst im Verlauf der Handlung im Roman hin zu einer

¹⁴² Binder-Krieglstein, Eugen von: *Zwischen Weiß und Gelb*. Berlin o. J. S. 152-153.

¹⁴³ Binder-Krieglstein: *Aus dem Lande der Verdammnis*. S. 86.

¹⁴⁴ ebd. S. 119-120.

¹⁴⁵ ebd. S. 122.

¹⁴⁶ Binder-Krieglstein: *Zwischen Weiß und Gelb*. S. 48.

¹⁴⁷ vgl. z.B. Binder-Krieglstein: *Aus dem Lande der Verdammnis*. S. 145-146.

¹⁴⁸ vgl. ebd. S. 22.

¹⁴⁹ ebd. S. 123.

¹⁵⁰ vgl. ebd. S. 36.

negativen Beurteilung.¹⁵¹ Die guten Eigenschaften Karls, wie Zuverlässigkeit, Fleiß und Treue sind meines Erachtens jedoch nur Produkt der „Erziehung“ durch seinen Herren, der den Diener regelmäßig „kannibalisch“ zu verprügeln pflegt, um ihn gefügig zu machen¹⁵². Immer wieder bricht aber die „eigentliche Natur“ im Charakter des Dieners durch, wenn er z.B. zum Dieb, Spieler und schließlich sogar zum Mörder wird. Das Mitleid, das Binder-Krieglstein angesichts der drohenden Todesstrafe für seinen Diener Karl empfindet, wirkt denn auch aufgesetzt und künstlich. Die Hinrichtung des Dieners ist logische Konsequenz der fehlgeschlagenen Erziehungsmaßnahmen, wofür der Ich-Erzähler Binder-Krieglstein heillose Schande empfindet¹⁵³. Der fehlgegangene Diener muss wie ein lahmes Pferd oder ein bissig gewordener Hund den Tod erleiden, da er als Diener von keinem Nutzen mehr ist, sondern stattdessen zu einer Bedrohung für die Gesellschaft geworden ist.

Die Erzählungen Binder-Krieglsteins geben Zeugnis darüber, mit welcher Arroganz und Brutalität manche Europäer in China aufgetreten sind. Es verwundert nicht, dass die chinesische Geschichtsschreibung kaum positiven Erinnerungen an die Zeit der „kolonialen Abhängigkeit“ vom Westen zu verzeichnen hat. Wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich war die Benachteiligung gegenüber den „weißen Imperialisten“ allgegenwärtig zu spüren und provozierte Anti-westliche Aufstände, Streiks und Demonstrationen.

¹⁵¹ vgl. Li: *Der China-Roman in der deutsche Literatur*. S. 87-92.

¹⁵² vgl. z.B. Binder-Krieglstein: *Aus dem Lande der Verdammnis*. S. 42.

¹⁵³ vgl. ebd. S. 290.

4. Chinarezeption ab 1910 und während der Zwischenkriegszeit

War in den Jahren nach dem Boxeraufstand eine negative Beurteilung Chinas zeitgemäß, so hatten die Kulturen der Länder Asiens doch einen massiven Einfluss auf das kulturelle und literarische Schaffen im Westen. Intensiv wurden die Kultur und vor allem die philosophischen Strömungen Indiens rezipiert, was schließlich sogar in einem Literaturnobelpreis für den indischen Schriftsteller Rabindranath Tagore (1861-1941) im Jahr 1913 kulminierte. Noch bedeutender für den Westen waren zu Beginn des Jahrhunderts die Eindrücke, die man aus Japan bezog.

Von der japanischen Kunst, deren kulturgeschichtliche Verbindung mit China immanent ist, gingen wichtige Anregungen für moderne Kunstströmungen in Europa wie Impressionismus und Jugendstil aus. Für die Bildende Kunst waren die in Europa bekannt gewordenen Holzschnitte (浮世絵, Ukiyo-e) der Japaner Katsushika Hokusai (葛飾北齋, 1760-1849) und Andô Hiroshige (安藤廣重, 1797-1858) von großer Bedeutung; in der Dichtung dienten die Werke von Matsuo Bashô (松尾芭蕉, 1643-1694), Kakinomoto Hitomaru (柿本人麻呂, um 662-710) u.a. als wichtige Vorbilder.¹⁵⁴ Erst gegen 1910 wurden viele europäische Künstler und Literaten des nunmehr als abgestanden empfundenen Japonisme überdrüssig und man begann, den Blick auf eine andere asiatische Kultur zu richten. „China“ hieß nun der Geheimtip – sei es in politischen Gesprächen oder in Diskussionen über die fernöstliche Kultur. Die chinesische Philosophie öffnete neue Welten.¹⁵⁵ Der Verlust der chinesischen Kolonien im Verlauf des Ersten Weltkriegs tat der stetig zunehmenden Chinabegeisterung keinen Abbruch, sodass die Beschäftigung mit China im kulturellen Leben Deutschlands in den 20er Jahren einen Höhepunkt erreichte. Im Zentrum des Interesses standen nun nicht mehr Chinoiserien oder der philosophische Konfuzianismus, sondern zum einen (im Gefolge einer Neubewertung durch Schopenhauer und Nietzsche)¹⁵⁶ der mystischere Taoismus und Buddhismus und zum anderen im zunehmenden Maße das verworrene tagespolitische Geschehen im riesigen Reich der Mitte.

¹⁵⁴ vgl. z.B. Lee Sang-Kyong: *West-östliche Begegnungen. Weltwirkung der fernöstlichen Theatertradition.* Darmstadt 1993. S. 13-20.

¹⁵⁵ Schuster, Ingrid: *China und Japan in der deutschen Literatur 1890-1925.* Bern 1977. S. 86.

¹⁵⁶ vgl.: Han Ruixin: *Die China-Rezeption bei expressionistischen Autoren.* Frankfurt a. M. 1993. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1421), S. 32-37.

Wichtigster Träger der neuen Begeisterung für China war der Expressionismus:

In ihren Werken zitierten die expressionistischen Autoren taoistische Sprüche, dichteten sie nach, gestalteten taoistische Legenden, und setzten sich mit deren Sinn und Praktikabilität auseinander. Neben dem Taoismus fanden auch andere Bereiche chinesischer Kultur und die aktuelle politische Situation Chinas bei den Autoren Bewunderung und Aufmerksamkeit. Besonders auffällig war das große Engagement, das die Autoren bei der Übertragung klassischer chinesischer Lyrik zeigten. Stilmittel der chinesischen Lyrik wie bildhaft-expressive Ausdrucksweise, Redekürze und elliptische Aneinanderreihung der Wörter kamen dem Streben expressionistischer Dichter nach neuen Wegen dichterischer Gestaltung entgegen. Zugleich fanden die Autoren in der chinesischen Lyrik Themen wie Kritik an Krieg und sozialer Ungerechtigkeit, die ihren eigenen Gedanken und Empfinden, ihrer eigenen Lebenseinstellung entsprachen.¹⁵⁷

Einer der begeistertsten Verehrer chinesischer Literatur und produktiver Nachdichter chinesischer Lyrik und Prosa war der österreichische Expressionist Albert Ehrenstein (1886-1950).¹⁵⁸ Aber auch Teile des Werkes von Dichtern und Schriftstellern wie Franz Kafka, Hermann Hesse, Klabund (Pseudonym für Alfred Henschke), Alfred Döblin, Bert Brecht, Hugo Ball und vielen weiteren Schriftstellern der deutschen Moderne entstanden aus einer intensiven Auseinandersetzung mit China. Ausgewertet wurden die Eindrücke aus China vor allem in Gedichten und in kürzeren Prosatexten, nur wenige der Angehörigen der literarischen Moderne verfassten Chinaromane.

Möglich wurde das qualitativ hohe Niveau der Chinarezeption in Deutschland kurz vor dem Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit erst durch die Vorarbeiten der zum Teil erstklassigen deutschen Sinologen und Übersetzer. Einer der bedeutendsten Sinologen und der wichtigste Übersetzer klassischer philosophischer Schriften Chinas seiner Zeit war Richard Wilhelm (1873-1930). Richard Wilhelm gelangte 1899 als Missionar nach China und hielt sich insgesamt beinahe 25 Jahre in diesem Land auf. In seiner eigentlichen Tätigkeit als Missionar war ihm, wie er selbst mit Stolz behauptete, wenig Erfolg beschieden, da er keine einzige Taufe vornahm.¹⁵⁹ Stattdessen wurde er zu einem wichtigen „Missionar“ im Dienste der Sache Chinas als „Botschafter zweier Welten“. Zu den bedeutendsten Texten, die Richard Wilhelm durch seine Übersetzung dem deutschen Leser in einer qualitativ hochwertigen Form

¹⁵⁷ ebd. S. 46.

¹⁵⁸ vgl. z.B. ebd. S. 173-221.

¹⁵⁹ vgl. Fang: *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933*. S. 308.

zugänglich gemacht hatte, zählen unter vielen anderen: „Kungfutse. Gespräche – Lun Yü“ im Jahr 1910, zuvor eine Teilübersetzung 1905 (孔子, Kongzi; 論語, Lunyu), „Laotse, Tao te king“ 1911 (老子, Laozi; 道德經, Daodejing), „Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland“ 1912 (莊子, Zhuangzi; 南華真經, Nanhua zhenjing), „I Ging. Das Buch der Wandlungen“ 1924 (易經, Yijing). In seiner, kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland erschienenen Schrift „Die Seele Chinas“ (1925) versucht Richard Wilhelm das deutsche Chinabild zu revidieren bzw. positiv zu beeinflussen.¹⁶⁰ In seiner Bedeutung auch für die Beurteilung Chinas in Deutschland darf Richard Wilhelm nicht unterschätzt werden. Nach Wolfgang Bauer war es Richard Wilhelm, der *innerhalb des kurzen Jahrzehnts zwischen 1920 und 1930 das Antlitz Chinas für die deutsche Öffentlichkeit vom Diabolischen zum Verehrungsvollen umprägte [...]*¹⁶¹.

Enttäuscht von den Zwischenkriegs-Verhältnissen in Europa wandten sich zahlreiche Intellektuelle auf der Suche nach einer Gegenwelt den neuerschlossenen Philosophien des Ostens zu. Vor allem Buddhismus und Taoismus stellten eine Alternative zur traditionellen westlichen Geisteskultur dar und wurden intensiv rezipiert. Die Buddhismus-Rezeption stand traditionell in enger Wechselbeziehung mit der im Verhältnis zur Sinologie etablierteren Indologie. So waren die Vertreter der neobuddhistischen Bewegung wie Karl Bernhard Seidenstücker (1876-1936) und Paul Dahlke (1865-1928) vor allem Anhänger indischer Varianten des Buddhismus, darüber hinweg wurden aber durchaus auch japanische und chinesische Formen des Buddhismus in Deutschland wahrgenommen und rezipiert.¹⁶²

Im Gegensatz zum Konfuzianismus, dem bereits im 18. Jahrhundert viel Beachtung geschenkt worden war, erfolgte eine intensivere Beschäftigung mit dem Taoismus erst viel später. Den ersten Höhepunkt erreichte die Taoismus-Rezeption in Deutschland in der

¹⁶⁰ vgl. Fang Weigui: Die Seele Chinas: Eine Mystifikation. Über Genese und Merkmale der kollektiven Vorstellungen vom anderen Land. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 99-114.

¹⁶¹ Bauer, Wolfgang: *Richard Wilhelm. Botschafter zweier Welten*. Düsseldorf; Köln 1973. S. 8.

¹⁶² vgl. Geiger, Wolfgang: „Spärlich ist die Zahl der Meister“. Zur Buddha-Rezeption in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: *minima sinica* 2, 1994. S. 62-108.

Zum Verhältnis Chinawissenschaften und Indologie

vgl. auch: Schütte, Hans-Wilm: Die akademische Etablierung der Chinawissenschaft. Mit einem Blick auf die Wissenschafts- und Kulturgeschichte. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 19-26.

Zwischenkriegszeit, wozu die Übersetzungen Richard Wilhelms nicht unwesentlich beigetragen haben. Aus der Beschäftigung mit China in diesem Zeitraum ist der Taoismus (vermischt mit buddhistischen Elementen) nicht wegzudenken.¹⁶³

Nach anfänglich äußerst negativen Umständen gestaltete sich auch das politische und wirtschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und China nach Ende des Ersten Weltkriegs bis etwa Mitte der dreißiger Jahre sehr günstig:

Aufgrund der militärischen Unterlegenheit in der Region versuchte Deutschland 1914 den ostasiatischen Raum aus kriegerischen Handlungen herauszuhalten. Japan, dem es nach der deutschen Kolonie Jiaozhou in China gelüstete, erkannte jedoch die günstige Gelegenheit und erklärte am 23. August 1914 Deutschland den Krieg und konnte am 7. November desselben Jahres die Stadt Qingdao besetzen. Von den Entente-Mächten dazu gedrängt und durch die Versprechung, die deutschen Kolonien zurückzuerhalten, motiviert, verabschiedete die bisher im Ersten Weltkrieg neutral gebliebene Regierung in Peking am 14. August 1917 eine Proklamation, die den Kriegszustand Chinas mit Deutschland und Österreich erklärte. In der Folge wurde das Eigentum deutscher und österreichischer Unternehmen in China beschlagnahmt und in China stationierte Soldaten der Mittelmächte interniert; abgesehen davon nahm China an den Kriegshandlungen selbst nicht teil. Entgegen der ursprünglichen Versprechungen wurden die deutschen Interessen in China bei den Versailler Friedensverhandlungen nicht annulliert, sondern an Japan übertragen. Das Übergehen der Interessen Chinas durch ihre Verbündeten leitete eine große Protestbewegung Pekinger Studenten und Intellektueller ab dem 4. Mai 1919 gegen eine Unterzeichnung des Versailler Vertrages ein. Im Zuge der 4. Mai-Bewegung (五四運動, Wusi yundong) kam es in ganz China zu Kundgebungen, Streiks, Protestdemonstrationen und einem Boykott japanischer Waren. Inhaltlich definierte sich der Protest vor allem als eine „Bewegung für die kulturelle Erneuerung“ Chinas.¹⁶⁴

Da China den Versailler Vertrag nicht unterzeichnet hatte, sah sich Deutschland gezwungen, in einem zusätzlichen Vertrag einen Separatfrieden mit China zu schließen und Voraussetzungen für neue Handelsbeziehungen zu schaffen. Erst am 20. Mai 1921 erfolgte

¹⁶³ vgl. Pohl, Karl-Heinz: Spielzeug des Zeitgeistes. Kritische Bestandsaufnahme der Daoismus-Rezeption im Westen. In: *minima sinica* 1, 1998. S. 1-23.

¹⁶⁴ vgl. Fabritzek, Uwe G.: *Gelber Drache Schwarzer Adler*. München; Gütersloh; Wien 1973. S. 88-96.

die Unterzeichnung dieses Vertrages, der die wichtigste Grundlage für die künftige Zusammenarbeit zwischen Deutschland und China war.

Die Bedeutung dieses Vertrages liegt vor allem darin, daß er für beide Staaten gleichermaßen einen Abschnitt ihrer politischen Entwicklung kennzeichnete: Für Deutschland war er der erste Vertrag, bei dem es nach den Diktaten und Ultimaten der Nachkriegszeit zum erstenmal als gleichberechtigter Verhandlungspartner auftreten konnte, China betrachtete ihn als ersten Vertrag, der – nach den Demütigungen, die dem Opiumkrieg folgten – auf der Grundlage der Gleichberechtigung abgeschlossen wurde.¹⁶⁵

Trotz der chaotischen politischen Verhältnisse in China – seit dem fehlgeschlagenen Versuch des Präsidenten Yuan Shikai (袁世凱) 1916, Kaiser von China zu werden, kämpften regionale Machthaber, sogenannte „Warlords“ (軍閥, junfa) um die Vorherrschaft über das Riesenreich und es herrschten beinahe ständig bürgerkriegsähnliche Zustände bis 1937 (dem Beginn des Widerstandskrieges gegen Japan 1937-1945) – entwickelte sich die Wirtschaft des Landes bis Mitte der zwanziger Jahre relativ gut.¹⁶⁶ Den deutschen Händlern ist es gelungen, teilweise wieder an die wirtschaftlichen Erfolge vor dem Ersten Weltkrieg anzuknüpfen. Zum wichtigsten Exportgut Deutschlands wurden Kriegsmaterial und Waffen. Großen politischen Einfluss hatten zahlreiche deutsche Offiziere als militärische Berater der Armee der Nationalen Volkspartei Chinas, deren Machtzentrum in Südchina lag, und die den innerchinesischen Konflikt schließlich für sich entscheiden konnte. Aber auch für die rote Armee der Kommunistischen Partei Chinas (共產黨, Gongchandang, die 1921 gegründet worden ist) und andere Armeen diverser Warlords waren deutsche Militärberater tätig. Die deutschen Berater konnten häufig zugunsten der deutschen Wirtschaft auf die politischen Machthaber Chinas einwirken. Wichtigster Berater war der deutsche Offizier Max Bauer, der vom ersten Besuch in China 1927 bis zu seinem Tod 1929 engster Vertrauter Chiang Kai-sheks (蔣介石, Jiang Jieshi), des Nachfolgers Sun Yatsens (孫逸仙, Sun Yixian) als Führer der Nationalen Volkspartei und späteren chinesischen Präsidenten, war. Bauers Einfluss ging so weit, dass er sogar an der Regierungsbildung im Oktober 1928 mitwirkte und maßgeblich am Erfolg der Feldzüge Chiang Kai-sheks beteiligt war.

¹⁶⁵ ebd. S. 97.

¹⁶⁶ vgl. Bauer, Wolfgang: *Tsingtau 1914 bis 1931. Japanische Herrschaft, wirtschaftliche Entwicklung und die Rückkehr der deutschen Kaufleute*. München 2000. S. 151-153.

In Deutschland vollzog sich eine Wendung von der Betrachtung Chinas als Ort der Philosophie und Kultur hin zur Rezeption und Unterstützung aktueller politischer Veränderungen in diesem Land. Revolutionsbegeisterte chinesische Studenten in Deutschland (Zhou Enlai 周恩來, Zhu De 朱德 und andere später bedeutende Mitglieder der KPCh haben in Deutschland studiert) standen in engem Kontakt mit der KPD, und die KPD wiederum nahm sich in Kundgebungen gerne politischer Vorgänge in China an. Das neue China, dem man bisher immer Schwerfälligkeit vorgeworfen hatte, war zu einem revolutionären Vorbild für deutsche Intellektuelle geworden.

4.1. Alfred Döblins chinesischer Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“

4.1.1. Der Roman und seine Entstehung

Döblins bis Mai 1913 nach eigenen Angaben innerhalb von nur acht Monaten verfasster¹⁶⁷ monumentaler Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ verhalf dem Schriftsteller zum literarischen Durchbruch und war nach „Berlin Alexanderplatz“ seine erfolgreichste Publikation überhaupt. Für viele Literaturkritiker und Wissenschaftler stellt der Roman den ersten bedeutenden modernen Roman in der deutschen Literaturgeschichte dar.¹⁶⁸ Zudem ist das Werk wohl eines der wichtigsten Zeugnisse für eine Auseinandersetzung deutscher Literatur mit dem chinesischen Kulturkreis im 20. Jahrhundert.

Frühe Interpretationen wollen im ersten Roman Döblins eine massive Beeinflussung durch den italienischen Futurismus erkennen. Vor allem Marinettis futuristischer Roman „Mafarka le futuriste. Roman africain“ (1910) wird häufig als Vorbild und Vorgänger für Döblins „Wang-lun“ bezeichnet. Zwar zeigte sich Döblin, als er 1912 in Berlin erstmals mit futuristischen Kunstwerken in Berührung kam, sehr beeindruckt, doch schon ein halbes Jahr später wandte er sich gegen Marinettis literarische Konzepte.¹⁶⁹ In der vielinterpretierten

¹⁶⁷ vgl. Meyer, Jochen: *Alfred Döblin 1878-1978. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum*. Marbach am Neckar 1998 (4. Aufl.). (= Marbacher Kataloge 30), S. 130.

¹⁶⁸ vgl. z.B. Falk, Walter: Der erste moderne deutsche Roman. „Die drei Sprünge des Wang-Lun“ von Alfred Döblin. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 89, 1970. S. 510-531.

¹⁶⁹ vgl. Schröter, Klaus: *Alfred Döblin mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Hamburg 1978. S. 60-65.

„Zueignung“ zu Beginn des „Wang-lun-Romans“ scheint sich Döblin geradezu gegen die Technik-Verherrlichung der Futuristen zu wenden:

DASS ich nicht vergesse –

Ein sanfter Pfiff von der Straße herauf. Metallisches Anlaufen, Schnurren, Knistern. Ein Schlag gegen meinen knöchernen Federhalter.

Daß ich nicht vergesse –

Was denn?

Ich will das Fenster schließen.

Die Straßen haben sonderbare Stimmen in den letzten Jahren bekommen. Ein Rost ist unter die Steine gespannt; an jeder Stange baumeln meterdicke Glasscherben, grollende Eisenplatten, echokärende Mannesmannröhren. Ein Bummern, Durcheinanderpoltern aus Holz, Mammutschlünden, gepreßter Luft, Geröll. Ein elektrisches Flöten schienenentlang. Motorkeuchende Wagen segeln auf die Seite gelegt über den Asphalt; meine Türen schüttern. Die milchweißen Bogenlampen prasseln massive Strahlen gegen die Scheiben, laden Fuder Licht in meinem Zimmer ab.

Ich tadle das verwirrende Vibrieren nicht. Nur finde ich mich nicht zurecht.

Ich weiß nicht, wessen Stimmen das sind, wessen Seele solch tausendtöniges Gewölbe von Resonanz braucht.

Dieser himmlische Taubenflug der Aeroplane.

Diese schlüpfenden Kamine unter dem Boden.

Dieses Blitzen von Worten über hundert Meilen:

Wem dient es?

Die Menschen auf dem Trottoir kenne ich doch. Ihre Telefunken sind neu. Die Grimassen der Habgier, die feindliche Satttheit des bläulich rasierten Kinns, die dünne Schnüffelnase der Geilheit, die Roheit, an deren Geleeblood das Herz sich klein puppert, der wässerige Hundeblick der Ehrsucht, ihre Kehlen haben die Jahrhunderte durchkläfft und sie angefüllt mit – Fortschritt.

O, ich kenne das. Ich, vom Wind gestriegelt.

Daß ich nicht vergesse –

Im Leben dieser Erde sind zweitausend Jahre ein Jahr.

Gewinnen, Erobern; ein alter Mann sprach: „Wir gehen und wissen nicht wohin. Wir bleiben und wissen nicht wo. Wir essen und wissen nicht warum. Das alles ist die starke Lebenskraft von Himmel und Erde: wer kann da sprechen von Gewinnen, Besitzen?“

Ich will ihm opfern hinter meinem Fenster, dem weisen alten Manne

Liä Dsi

mit diesem ohnmächtigen Buch.¹⁷⁰

¹⁷⁰ Döblin, Alfred: *Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman*. Hrsg. Walter Muschg. Olten, Freiburg i. B. 1960. S. 7-8.

Döblin verschließt sich der modernen, durch die Technik bestimmten Welt und entflieht zur Philosophie des Taoismus und im weiteren Sinne in die chinesische Vergangenheit. Gerade in dieser „Zueignung“ sehen viele Wissenschaftler ihre Vermutung begründet, dass Döblin mit seinem Roman ein Gegenkonzept – einen Gegenroman – zu Marinettis „Mafarka“ geschaffen hat.¹⁷¹

Der Döblin-Experte Müller-Salget hält den Versuch, Döblin als expressionistisch-futuristischen Zauberlehrling einzustufen, für absurd; der Einfluss Marinettis auf Döblin wird seiner Meinung nach häufig überschätzt.¹⁷²

Die tatsächlich wichtigen Einflüsse des Futurismus scheinen mir doch eher formaler als inhaltlicher Natur gewesen zu sein. Die Sprengung der konventionellen Syntax, die Auslassung von Konjunktionen, die asyndetische Reihung und anderes hat Döblin zwar sicherlich dem „Mafarka“ nicht abgeschaut oder aus dem „Technischem Manifest“ sich angelehnt, aber die futuristischen Bestrebungen dürften ihm geholfen haben, seinen eigenen Stil schneller zu finden, und insofern ist Marinetti eben doch nicht ganz so unbeteiligt am „Döblinismus“.¹⁷³

Die germanistische Forschung liebt es, Schriftsteller und ihr Werk zu kategorisieren und der Einfachheit halber in Strömungen und Epochen einzuordnen, weshalb Döblin trotz seiner immer wieder betonten eigenständigen Position im literarischen Schaffen Deutschlands meist zum Futuristen oder Expressionisten gestempelt wird. In einem offenen Brief an Marinetti vom März 1913 bringt Döblin sein eigenständiges, unabhängiges Kunstschaffen mit den Worten „*Pflegen Sie [Marinetti] Ihren Futurismus. Ich pflege meinen Döblinismus.*“¹⁷⁴ zum Ausdruck. Döblin war mit den modernen Strömungen in Kunst und Kultur sowie mit deren Vertretern vertraut. Meines Erachtens war er gerne bereit, sich von den neuen Kunstströmungen und deren Ausdrucksformen inspirieren zu lassen, ohne aber selbst sklavisch einer Fraktion huldigen zu müssen.

„Die drei Sprünge des Wang-lun“ ist nicht das einzige Ergebnis Döblins Beschäftigung mit China. Zahlreiche weitere Erzählungen, die teilweise bereits in der Manuskriptversion des

¹⁷¹ vgl. Han Bok Hie: *Döblins Taoismus. Untersuchungen zum 'Wang-lun'-Roman und den frühen philosophisch-poetologischen Schriften*. Diss. Göttingen 1992. S. 31-39.

¹⁷² vgl. Müller-Salget, Klaus: *Alfred Döblin. Werk und Entwicklung*. Bonn 1988². (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur 22), S. 106.

¹⁷³ ebd. S. 107.

¹⁷⁴ zitiert nach: Meyer: *Alfred Döblin 1878-1978*. S. 109.

„Wang-lun“ angelegt, in der publizierten Version des Romans aber wieder gestrichen worden sind, zeugen von Döblins beständigem Interesse, chinesische Stoffe in seinem literarischen Schaffen zu verarbeiten: „Der Überfall auf Chau Lao-sü“ (erste Veröffentlichung 1921), „Gespräch im Palast Khien-lungs“ (1922), „Der Kaiser und die Dsungaren“ (1925), „Die Fürstentöchter“ (1925).¹⁷⁵

Auch ein Artikel Döblins aus der „Neuen Rundschau“ vom November 1921 mit dem Titel „Buddho und die Natur“ weist darauf hin, dass Döblin sich nach Abfassung des großen China-Romans „Wang-lun“ weiterhin intensiv mit chinesischer Philosophie beschäftigt hat.¹⁷⁶ In den 20er Jahren setzt sich Alfred Döblin zudem mit hinduistischem Gedankengut auseinander, wovon vor allem seine Schrift „Das Ich über der Natur“ (1928) und das Versepos „Manas“ (1927) profitiert haben.¹⁷⁷ Später wendet Döblin sich anscheinend vom chinesischen Buddhismus und vom Taoismus ab und dem Konfuzianismus zu. Zeuge dafür ist seine im Exil in New York entstandene Schrift „The living thoughts of Confucius“ (1940), die häufig auch in Verbindung mit Döblins Konversion zum Christentum 1941 betrachtet wird.¹⁷⁸

Bedeutendstes China-Werk Döblins ist jedoch unbestreitbar der Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“, der in seiner Art in der deutschen Literatur eine einzigartige Position einnimmt. Erzählt wird in diesem Werk die Geschichte Wang-luns sowie der Sekte der „Wahrhaft Schwachen“ von der Gründung bis zur blutigen Niederschlagung der Bewegung.

Der Protagonist des Romans Wang-lun, Tagedieb und Spaßmacher schlägt sich als Gelegenheitsarbeiter und mittels kleinerer Diebstähle und Betrügereien in der Provinzstadt Tsi-nan-fu durchs Leben. Als ein Freund Wang-luns, der Mohammedaner Su-koh, auf Veranlassung der Stadtverwaltung auf offener Straße vor den Augen des bestürzten Wang-lun von Soldaten ermordet wird, rächt Wang-lun Su-koh blutig. Der zum Mörder gewordene, von den Obrigkeiten verfolgte Wang-lun flieht in die menschenarmen Berge am Nan-ku-Pass.

¹⁷⁵ vgl. Dscheng Fang-hsiung: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ als Spiegel des Interesses moderner deutscher Autoren an China*. Frankfurt a. M. 1979. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 305), S. 140.

¹⁷⁶ vgl. Geiger: „Spärlich ist die Zahl der Meister“. S. 66.

¹⁷⁷ vgl. Gathge, Roderich: Die Naturphilosophie Alfred Döblins. Begegnungen mit östlicher Weisheit und Mystik. In: *Internationale Alfred Döblin-Kolloquien*. Hrsg. Werner Stauffacher. Marbach a. N. 1984-1985, 1985. S. 16-29. (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, Bd. 5), Hier S. 25-26.

¹⁷⁸ vgl. Ma Jia: *Döblin und China. Untersuchung zu Döblins Rezeption des chinesischen Denkens und seiner literarischen Darstellung Chinas in „Drei Sprünge des Wang-lun“*. Frankfurt a. M. 1993. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1394), S. 86-91.

Dort wird er zum Anführer einer Räuberbande, die er, nachdem er in der Klause des Eremiten Ma-noh eine seelische Wandlung durchmacht, in die Sekte der „Wahrhaft Schwachen“ umwandelt. Programm der buddhistisch- taoistisch motivierten Sekte ist die Lehre vom Nichtwiderstreben, das heilige Wu-Wei. Als die Anhänger der Sekte der „Wahrhaft Schwachen“ nach Westen ziehen, wächst die Anzahl der Mitglieder beständig an. Ihr Ruf eilt den Sektenmitgliedern weit voraus und die Programmatik des Nichtwiderstrebens zieht Menschen aller Klassen, Stände und Berufsgruppen, die sich von ihrem Schicksal benachteiligt oder enttäuscht fühlen, an. Während Wang-lun in den Süden reist, und dort um Beistand von der Geheimorganisation der „Weißen Wasserlilie“ wirbt, spaltet sich eine Gruppe unter der Führung Ma-nohs von der Sekte ab. Diese Gruppe nennt sich die „Gebrochene Melone“, bricht das Keuschheitsgelübde und führt die heilige Prostitution ein. Die Splittergruppe Ma-nohs wird von der kaiserlichen Regierung blutig verfolgt. Um dem Schicksal der von feindlichen Truppen eingeschlossenen Mitglieder der „Gebrochenen Melone“, von Soldaten brutal niedergemacht zu werden, zuvorzukommen, vergiftet der zurückgekommenen Wang-lun das Trinkwasser. Alle Sektenmitglieder der Fraktion der „Gebrochenen Melone“ kommen durch das Gift um. Der Sektenführer Wang-lun will seiner Verantwortung entfliehen, indem er sich in ein Dorf im Süden absetzt, dort unter falschem Namen heiratet und das Leben eines einfachen Fischers führt. Der gealterte und geschwächte Mandschu-Kaiser Khien-lung kann sich nicht zu einer klaren Position für oder wider die Sekte der „Wahrhaft Schwachen“ entschließen und erhofft sich vom angereisten „gelben Papst“, dem religiösen Herrscher Tibets, dem Tashi-Lama Paldan Jische, Rat. Der friedvolle Vermittler Tashi-Lama erkrankt an den schwarzen Blattern und stirbt, woraufhin der erzürnte und nunmehr ungehemmte Kaiser die weitere Verfolgung der „Wahrhaft Schwachen“ beschließt. Die von Regierungstruppen hart bedrängte, zersplitterte Sekte sendet Boten aus, um Wang-lun zurückzuholen. Wang-lun ergreift das Schwert und der Bund der friedlichen, nichtwiderstrebenden „Wahrhaft Schwachen“ beginnt eine blutige Revolution, die den Sturz der Mandschu-Dynastie und deren Ersetzung durch Nachkommen der vorangegangenen Ming-Dynastie zum Ziel hat. Nach anfänglichen Erfolgen scheidert die Revolution, die Bündler werden von den übermächtigen Regierungstruppen niedergemetzelt, Wang-lun stirbt im von ihm selbst gelegten Feuer. Die friedliche Bewegung des Wang-lun hat ein blutiges

Ende gefunden. Der Roman endet mit der Frage nach einer taoistischen Maxime: „*Stille sein, nicht widerstreben, kann ich es denn?*“¹⁷⁹

Zwar handelt es sich im „Wang-lun“ um einen historischen Roman, der einen im Westen weitgehend unbekannt gebliebenen chinesischen Aufstand des 18. Jahrhunderts thematisiert, dennoch sind dem deutschen Leser von 1915 gewisse Grundzüge der Erzählung und wichtige Handlungsorte aus der jüngeren Geschichte Chinas noch vertraut. Der Boxeraufstand, der ebenfalls von einer religiös motivierten Sekte getragen wurde, ist den Lesern lebhaft in Erinnerung geblieben und spielt in den meisten bis dato erschienenen Chinaromanen eine zentrale Rolle. Wie der Boxeraufstand nahm auch der Wang-Lun-Aufstand von der Provinz Shandong seinen Ausgang – der Provinz, auf die sich die deutschen Wirtschaftsinteressen konzentrierten und in der sich auch die gerade eben verlorene deutsche Kolonie Jiaozhou befunden hatte. Von Bedeutung für den Roman sind mit Sicherheit auch die unmittelbaren politischen Vorgänge zur Abfassungszeit des Romans. 138 Jahre nach dem erfolglosen Aufstand Wang Luns gegen die Fremdherrschaft der Mandschuren brachte nun das Jahr 1912 das langersehnte Ende für die chinesische Dynastie der Qing. Das für Wang Lun unerreichbare Ziel ist in der Gegenwart Realität geworden. Laut Muschg lieferte tatsächlich ein aktueller von zaristischen Truppen unterdrückter Aufstand chinesischer Goldwäscher an der Lena, von dem der Schriftsteller durch einen Zeitungsartikel Kenntnis gehabt haben soll, den ersten Anstoß zur Abfassung für seinen „chinesischen Roman“.¹⁸⁰ Dieser Aspekt einer zeitkritischen Intention Döblins in seinem Roman ist jedoch schwer überprüfbar, da sich keine Realien feststellen lassen, die die Existenz eines derartigen Artikels und Döblins Kenntnisse desselben beweisen würden.¹⁸¹

Die Erzählung „Die drei Sprünge des Wang-lun“ geht auf einen tatsächlichen historischen Kern zurück, nämlich den Aufstand eines Zweiges der taoistisch, buddhistisch beeinflussten Sekte des „Weißen Lotus“¹⁸² (bei Döblin „Weiße Wasserlilie“, chin.: Bailianjiao, 白蓮教)

¹⁷⁹ Döblin: *Die drei Sprünge des Wang-lun*. S. 480.

¹⁸⁰ vgl. Muschg, Walter: Nachwort des Herausgebers. In: *Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman*. Hrsg. Walter Muschg. Olten, Freiburg i. B. 1960. S. 481-502. Hier S. 481.

¹⁸¹ vgl. Fan Jieping: *Literatur als Weltbegegnung. Auseinandersetzung mit der Hermeneutik der Fremde am Beispiel ausgewählter Prosa von Alfred Döblin und Robert Walser*. Essen 1997. (= Literaturwissenschaft in der Blauen Eule 18) S. 136-137.

¹⁸² Auch der Boxeraufstand ist von Teilen dieser Sekte ausgegangen; die Wang-Lun-Sekte bediente sich erstmals des Namens Yihequan, der chinesischen Bezeichnung, unter der später auch die Boxer bekannt werden sollten. vgl. Kaminski: *Der Boxeraufstand*. S. 54-56.

1774 unter Führung Wang Luns (王倫 ?-1774).¹⁸³ Döblin hielt sich jedoch in seinem Roman nicht getreu an die historischen Fakten des Aufstandes der Wang Lun Sekte, sondern verarbeitete das fragmentarische Wissen über die Wang Lun Bewegung sehr frei in seinem Roman. Der historische Aufstand erreichte nie die von Döblin beschriebenen Ausmaße, sondern wurde schon nach wenigen Monaten blutig niedergeschlagen. Dass ihm beim Verfassen des chinesischen Romans auch kulturwissenschaftliche Fehler unterlaufen sind, ist zwar Tatsache, kann Döblin, der kein Sinologe war, aber schwerlich angelastet werden. Im Gegenteil überrascht die Authentizität und das fundierte Wissen in der Darstellung Chinas, indem der Schriftsteller in seinem Werk die Darstellung in so manchem China-Roman seiner Zeit an kulturellem Wahrheitsgehalt übertrifft, selbst wenn es sich bei den Verfassern dieser Werke um anerkannte Kenner Chinas handelt, die sich mehrere Jahre im Reich der Mitte aufgehalten haben. So gesehen wiegt auch die Kritik Muschgs nicht mehr so schwer:

Da Döblin nicht chinesisch konnte, war es unvermeidlich, daß ihm [bei der Schilderung Chinas] Fehler unterliefen: in der Wiedergabe von Bräuchen, in der Auffassung sprichwörtlicher Wendungen, im Verständnis des spezifisch Chinesischen überhaupt. Nicht einmal die Namen sind immer richtig geschrieben [...].¹⁸⁴

Vor allem der Vorwurf der Falschschreibung von chinesischen Eigennamen ist nicht haltbar: Zur Abfassungszeit herrschte im europäischen Sprachraum ein Wildwuchs an Systemen zur alphabetischen Verschriftlichung der chinesischen Schriftzeichen. Beinahe ein jeder Sinologe hatte sein eigenes Umschriftsystem entwickelt; bis zum heutigen Tage existieren immer noch mehrere verschiedene Umschriftsysteme, die auch in wissenschaftlichen Arbeiten verwendet werden. Zu Döblins Zeiten befand man sich – chinawissenschaftliche Quellen betreffend – noch auf weitgehend unerschlossenem Neuland:

Es gab über Wang-lun kaum biographische Daten, auf die sich die Romanhandlung stützen konnte. Die Erzählung mit ihren gesamten kulturgeschichtlichen Details beruht völlig auf zwei Säulen: den umfangreichen Chinakennnissen des Autors und der starken Einfühlungskraft seiner Phantasie.¹⁸⁵

¹⁸³ Beste Darstellung des historischen Aufstandes:

Naquin, Susan: *Shantung Rebellion. The Wang Lun Uprising of 1774*. New Haven; London 1981.

¹⁸⁴ Muschg: *Nachwort des Herausgebers*. S. 492.

¹⁸⁵ Dscheng: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“*. S. 217.

Offensichtlich wird die Divergenz zwischen historischer Wirklichkeit und der Darstellung im Roman vor allem anhand von Details: In den Beschreibungen von Kampfszenen, um nur ein Beispiel zu nennen, werden die in China durchaus bekannten Feuerwaffen (Kanonen, Gewehre) und deren Bedeutung übergangen. Tatsächlich ist die rasche Niederschlagung der historischen Wang Lun Bewegung vor allem auch auf den Einsatz dieser modernen Waffensysteme auf Seite der kaiserlichen Truppen zurückzuführen.¹⁸⁶

4.1.2. Chinesisches im „chinesischen Roman“; Quellen und Bedeutung

Deutsche Schriftsteller produzierten seit Ende des 19. Jahrhunderts eine große Zahl an Schriften, die sich mit China beschäftigten. Es wurden unzählige Reiseberichte, aber auch zahlreiche Erzählungen und Romane für das deutsche Zeitungs- und Zeitschriftenfeuilleton verfasst. Größtenteils handelt es sich bei diesen Schriften um literarisch wenig anspruchsvolle Unterhaltungs- bzw. Trivialliteratur. Döblins Werk „Die drei Sprünge des Wang-lun“ setzt sich deutlich von diesem literarischen Kontext ab. Schon die Bezeichnung „chinesischer Roman“ weist auf einen neuen Zugang bei der Bearbeitung und Gestaltung chinaspezifischer Inhalte hin. Bei der Bezeichnung „chinesischer Roman“ denkt man wohl zuerst eher an einen ins Deutsche übersetzten Roman eines chinesischen Schriftstellers als an das genuine Werk eines deutschen Schriftstellers. Im deutschen Chinaroman steht die Handlung, die größtenteils von westlichen Protagonisten getragen wird, üblicherweise im Kontrast zum exotisch-chinesischen Hintergrund. Der Leser bekommt vorgefasste Chinabilder präsentiert. Exotisches wird ausschweifend erläutert, Vorurteile werden bestätigt und nicht selten dient die Schilderung Chinas und der Chinesen dazu, rassische und kulturelle Unterlegenheit im Vergleich mit den hochstehenden europäischen bzw. deutschen Kolonialisten zu demonstrieren. Ganz anders im „Wang-lun“: Der Leser wird in eine chinesische Welt gestoßen, ohne von einem Erzähler, einem Kommentator oder einem westlichen Protagonisten hilfreiche Erläuterungen zu Sprache und Kultur Chinas zu erhalten. Auf klischeehafte Darstellung wird im „Wang-lun“ weitestgehend verzichtet. Hierin liegt wohl ein Grund für die

¹⁸⁶ vgl. Naquin: *Shantung Rebellion*.

ungewöhnliche Bezeichnung der Erzählung als „chinesischer Roman“. Luo Zhonghua bemerkt hierzu:

Wenn ich mir die Frage stelle, wie diese Bezeichnung entstehen konnte, dann scheint es mir hilfreich zu sein zu bedenken, daß es sich bei der Bezeichnung „chinesischer Roman“ um ein gedankliches und sprachliches Bild handelt, das den Anspruch erhebt, die Realität übereinstimmend wiederzugeben.¹⁸⁷

Zusammenfassend kann für Döblins Darstellung Chinas Ma Jias Beurteilung herangezogen werden:

Das China-Bild, das Döblin im „Wang-lun“ zeigt, unterscheidet sich von dem seiner Zeitgenossen. China ist bei ihm keine rein geistige Gegenkultur, kein idealisiertes Land der Harmonie und auch kein äußerer Gedankenschauplatz. Döblins Wendung nach China ist auch keine Selbstsuche in den Nachdichtungen der chinesischen Lyrik. Mit „Wang-lun“ wird eine lebendige chinesische Welt geschaffen, die „es in der Literatur vor Döblin nicht gegeben“ hat. Nicht nur das geistige und religiöse Denken Chinas verdient Döblins Interesse. Er präsentiert seinen Lesern ein China in all seinen sozialen Strukturen sowie damit zusammenhängenden realen politischen, gesellschaftlichen und familiären Problemen. Seine geistige Faszination an China ist verbunden mit den Schicksalen der armen und ausgestoßenen Chinesen.¹⁸⁸

Die Bezeichnung „Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman“ kann zudem noch als Anspielung auf Marinettis Roman „Mafarka le futuriste. Roman africain“ verstanden werden.

Versuche, Döblins Roman in Gestaltung und Aufbau aus chinesischen Vorbildern abzuleiten, halte ich für wenig zweckdienlich und bisher nicht überzeugend argumentiert.¹⁸⁹ Aus dem Vergleich des klassischen chinesischen Romans „Die Räuber vom Liangshan-Moor“ (Shui Hu Zhuan 水滸傳, um ca. 1330, dem Schriftsteller Shi Naian (施耐庵) zugeschrieben) mit Döblins „Die drei Sprünge des Wang-lun“ geht jedenfalls klar hervor, dass die Ähnlichkeiten im Romankonzept Döblins und klassischer chinesischer Schriftsteller sehr

¹⁸⁷ Luo Zhonghua: *Alfred Döblins „Die drei Sprünge des Wang-lun“, ein chinesischer Roman?* Frankfurt a. M. 1991. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1282), S. 17.

¹⁸⁸ Ma Jia: *Döblin und China*. S. 161.

¹⁸⁹ Ein derartiger Versuch ist z.B. von Dscheng unternommen worden:
Dscheng: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“*. S. 220-235.

dünn gesät sind.¹⁹⁰ Zudem existierten um 1912 noch keine vollständigen Übersetzungen bedeutender chinesischer Romane auf Deutsch, weswegen Döblin derartige Werke allerhöchstens aus Beschreibungen gekannt haben könnte.

Selbst auf Sinologen wirkt die Materialfülle und (trotz Ungenauigkeiten) die Authentizität der Darstellung Chinas durch Döblin überraschend. Seit mehreren Jahren wird versucht, die Quellen, die Döblin für die Abfassung seines „chinesischen Romans“ zu Hilfe zog und teilweise direkt in den Text hineinmontierte, nachzuvollziehen. Döblin beschrieb seine Arbeit am „Wang-lun“ und die dafür nötigen Recherchetätigkeiten folgendermaßen:

Als ich einen „chinesischen“ Roman schrieb, ging ich einige Male in das Berliner Völkerkundemuseum, las eine Anzahl chinesischer Reisebeschreibungen und Sittenschilderungen; aber wie verkehrt sind schon die Ausdrücke, die ich hier gebrauchte; „lesen“: ich habe niemals daran gedacht, mich mit China zu befassen, der Gedanke etwa, nach China zu fahren, ist mir nicht im Traum eingefallen: ich hatte ein seelisches Grunderlebnis oder eine Grundeinstellung, diese ließ ich mit höchster Schonung gewähren und legte ihr vor, unterbreitete ihr, wessen sie zu ihrer Auswirkung bedurfte. [...] So wenig habe ich mich aufnehmend, beobachtend mit dem wirklichen China befaßt, daß man nach Niederschrift des Buches vergeblich in meinem Gedächtnis nach den wichtigsten Daten Chinas, ja nach den Realien meines Romans gesucht hätte: diese Realien – historische, ethnologische, geographische – waren von mir ja gar nicht als Tatsachen angenommen, überhaupt gesehen worden, sondern im Rahmen eines ganzen flutenden psychischen Prozesses, als seine weiteren Vehikel, Beförderungsmittel, Anregungsmittel, – so daß nach Erlöschen des Gesamtablaufs nur eine düstere Erinnerung an die einzelnen Wegsteine verblieb, an denen die Erregung vorbeifloß.¹⁹¹

Dass Döblin umfangreiche und genaue Recherchen unternommen haben muss, um seinen „chinesischen Roman“ verfassen zu können, wird von der Wissenschaft nicht bezweifelt. Neben Reiseberichten und Zeitungsartikeln zählten auch die wichtigsten Schriften berühmter Sinologen zu seiner Lektüre: Jan de Groot, Wilhelm Grube, Johann Heinrich Plath, Ernst Boerschmann u.a. waren Verfasser der von Döblin verwendeten kulturgeschichtlichen Quellen. Von ebenso großer Bedeutung waren die von Richard Wilhelm übersetzten taoistischen Schriften „Laotse, Tao Te King“ (1911), „Liä Dsi“ (1912; 列子, Liezi) und

¹⁹⁰ vgl. Ma Jia: *Döblin und China*.

¹⁹¹ zitiert nach: Meyer: *Alfred Döblin 1878-1978*. S. 133.

„Dschuang Dsi“ (1912).¹⁹² Mit dem ebenfalls sinologisch interessierten Wissenschaftler Martin Buber (1878-1965) stand Döblin während der Abfassung des „Wang-lun“ (nach Vermittlung durch Albert Ehrenstein) in Briefkontakt. Auf Anraten des Taoismus-Experten Martin Buber strich Döblin vor Drucklegung sogar das erste Kapitel seines Romans.¹⁹³ Wichtigste Voraussetzungen und Anregungen für das Verfassen seines ersten Romans erhielt Döblin durch die intensive Auseinandersetzung mit dem chinesischen Taoismus.

Der Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ wird in inhaltlicher, struktureller, formal und sprachlicher Hinsicht von Döblins Naturphilosophie geprägt, die der Taoistischen Naturphilosophie auf charakteristische Weise verpflichtet ist.¹⁹⁴

Die vieldiskutierte Gliederung des Lebenslaufes des „Wang-lun-Romans“ in drei Sprünge ist letztendlich die Darstellung der schrittweisen Annäherung des Protagonisten an das taoistische Ideal des „Nichtwiderstehens“ oder „Wu-wei“ (wuwei, 無為). Die Widersprüche im Leben und Handeln Wang-luns werden zu einem vervollständigten Ganzen, nachdem Wang-lun symbolisch seinen dritten Sprung in den sicheren Tod unternimmt.¹⁹⁵ Viele Interpreten haben sich gerade an der Darstellung und Bedeutung der „drei Sprünge“ gestoßen. Sie haben die Lehre, die Döblin aus dem Taoismus gezogen hat, nicht eindeutig bestimmen können. Zahlreiche Interpretationen widersprechen einander in der Beantwortung der Frage, ob und warum sich Wang-lun nicht in ein „Nichtwiderstehen“ zu ergeben scheint.¹⁹⁶ Das „wuwei“ als ein „laisser-faire“ verstehen zu wollen, wäre jedoch sowohl im taoistischen Sinne als auch für Döblin ein zu kurz gegriffenes Verständnis der taoistischen Maxime. In der „drei-Sprünge-Szene“ versinnbildlicht Wang-lun die entscheidenden Wendungen in seinem Leben in drei Sprüngen über einen Bach. Aus seinem zivilen Leben reißen ihn weitgereiste Abgesandte der Sekte der „Wahrhaft Schwachen“, um ihn zu einer Rückkehr in den Norden und zur erneuten Führerschaft der Sekte zu bewegen. In Döblins Worten war es das „Wu-

¹⁹² Die bisher umfangreichste Darstellung aller von Döblin verwendeter bzw. wahrscheinlich verwendeter Sekundärliteratur findet sich in:
Ma: *Döblin und China*. S. 99-101.

¹⁹³ vgl. Schuster, Ingrid: Die drei Sprünge des Wang-lun. In: *Zu Alfred Döblin*. Hrsg. Ingrid Schuster. Stuttgart. 1980. S. 82-97. (= LGW-Interpretationen 48, Reihe Literaturwissenschaft – Gesellschaftswissenschaft) Hier S. 84. und S. 92-93.

¹⁹⁴ Han: *Döblins Taoismus*. S. 174.

¹⁹⁵ vgl. ebd. S. 74-101.

¹⁹⁶ zusammenfassend vgl. Fan: *Literatur als Weltbegegnung*. S. 146-162.

wei“, das zu Wang-lun gewandert kam und ihn aus seinem beschaulichen Leben zurück in den blutigen und zum Scheitern verurteilten Aufstand führte.¹⁹⁷ Wang-lun fügt sich dem „wuwei“ dadurch, dass er sich in seinen vorbestimmten Weg fügt und die Sekte der „Wahrhaft Schwachen“ in den sicheren Untergang führt anstatt untätig zu bleiben.

Neben der philosophischen Komponente bereiten dem deutschen Leser vor allem die unkommentierte Darstellung chinesischer Sitten und die Verwendung chinesischer Bezeichnungen und Namen Schwierigkeiten.

Eine Analyse der Verwendung der chinesischen Wörter, Bilder und Symbole im „Wang-lun“ zeigt, daß „das Magische des Stils“ Döblins kreativer Ausschöpfung der Möglichkeiten, die ihm die chinesische Kultur und Sprache bieten, zu verdanken ist. Bei der Übernahme der chinesischen Wörter verheimlicht er absichtlich die Wortbedeutungen oder erklärt sie nicht direkt. Auf diese Weise versetzt er die Leser in einen Schwebestand und zwingt sie damit zur aktiven Erschließung der Wortinhalte. Bei der Auswahl der Motive richtet er seinen Blick auf das Andersartige und in seinen Schilderungen und Bildern dominieren das Exotische, das Fremde und auch das Bizarre. In der Verwendung der chinesischen Symbole operiert Döblin neben sinngetreuer Übernahme mit Umdeutung und Zerstörung der konventionellen semantischen Strukturen und schafft völlig neue Bedeutungszusammenhänge.¹⁹⁸

An manchen Stellen hat Döblin bewusst Änderungen vorgenommen bzw. sich auf Wortspiele und Anspielungen in chinesischer Sprache eingelassen, deren Bedeutung dem europäischen Leser nicht klar sein können. Den buddhistischen Einsiedler „Ma-noh“ benennt Döblin zum Beispiel nach einem im 18. Jahrhundert in China tätigen Franziskaner-Missionar Emmanuel, dessen chinesischer Name ebenfalls „Ma-noh“ lautete.¹⁹⁹ Die Bezeichnung des „Nan-ku-Paß“ (難苦, Schwierigkeit und Leiden) und des Baches „Nai-he“ (奈河, Namengeber für diesen schicksalhaften Bach ist ein mythologischer Fluss in der chinesischen Unterwelt)²⁰⁰ deuten ebenfalls auf Döblins kreatives Spiel mit der chinesischen Sprache hin.²⁰¹

¹⁹⁷ vgl. Döblin: *Die drei Sprünge des Wang-lun*. S. 465-466.

¹⁹⁸ Ma: *Döblin und China*. S. 163.

¹⁹⁹ vgl. Dscheng: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“*. S. 167.

²⁰⁰ vgl. Fan: *Literatur als Weltbegegnung*. S. 135.

²⁰¹ vgl.: Fang: *Das Chinabild in der deutschen Literatur*. S. 234.

Es gibt Hinweise dafür, dass Döblin zusätzlich zu Wörterbüchern und sinologischen Schriften einen namentlich nicht bekannten chinesischen Berater konsultierte; so ließe sich zumindest der Gebrauch von umgangssprachlichem, chinesischem Sprachmaterial erklären.

Döblin hat im „Wang-lun“ nicht nur eine Romanhandlung niedergeschrieben, sondern eine ganze Welt, ein kulturelles Universum konstruiert, und dort wo Rekonstruktion nicht möglich war, erfunden; darin ist wohl auch eine der hervorragendsten Leistungen Döblins zu sehen.

Die historische Realität wird damit ersetzt durch eine „Tatsachenphantasie“, die auf ein Durchstoßen der Wirklichkeit abzielt, auf die Erschaffung einer neuen Wirklichkeit. Der Autor ist Schöpfer seiner Gestalten, die er durch seine Einbildungskraft in Bewegung setzt.²⁰²

Der Schriftsteller Döblin ist stets bemüht, sein Werk nicht als einen rein exotischen Chinaroman verstanden zu wissen. In all seinen Romanen – unabhängig vom Handlungsort – ist der Bezug zur deutschen Gegenwart von entscheidender Bedeutung. In einem Text behauptet Döblin von seiner literarischen Absicht:

Diese [Berliner] Mietskasernen und Fabriken sind durch Jahrzehnte mein Anschauungs- und Denkmaterial gewesen, und ob ich von China, Indien und Grönland sprach, ich habe immer von Berlin gesprochen, von diesem großen starken und nüchternen Berlin.²⁰³

China dient Döblin demzufolge also nur als Vorwand, um in verschlüsselter Form über das eigene Land, über die eigene Hauptstadt zu sprechen. Dem deutschen Leser soll ein Spiegel vorgehalten werden, in dem er exotisch verzerrte Verhältnisse auf die eigene Gegenwart überträgt. In dieser Absicht wurde China schon häufig in die deutsche Literatur eingeführt. Die vermeintliche Welt der Antipoden diente früher oft als idealisiertes Gegenbild zur eigenen Wirklichkeit, oder aber es konnten Missstände in diesem sagenumwobenen Land kritisiert werden, die durchaus auch die Gegenwart des eigenen Landes bedrückten. Eine derartige Motivation veranlasste z.B. Christoph Martin Wieland seinen Staatsroman „Der goldene

²⁰² Fee Zheng: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“*. Eine Untersuchung zu den Quellen und zum geistigen Gehalt. Frankfurt a. M. u.a. 1991. (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft; Reihe B, 49), S. 147.

²⁰³ zitiert nach: Meyer: *Alfred Döblin 1878-1978*. S. 214.

Spiegel oder Die Könige von Scheschian“ (1772) zu verfassen.²⁰⁴ Und doch ging Döblins Interesse an China weiter, als dass er es nur als Vexierspiegel für die eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse verwendet hätte. Döblin selbst weist darauf hin, dass ihm an China gelegen war, wenn er behauptet: [...] *was ging mich, der nicht einmal Europa kennt, China an, von Laotse abgesehen.*²⁰⁵ Die Philosophie Laozis, nämlich der Taoismus, ist Döblin ein wichtiges Anliegen. Durch seinen „Wang-lun“-Roman und andere Schriften war Döblin an der Verbreitung taoistischen Gedankenguts im Westen maßgeblich beteiligt. Das „Daodejing“ war für Döblin eine der wichtigsten Schriften überhaupt; dessen Rezeption forderte er vom europäischen Leser ein:

Einundachtzig Sprüche, einige nur vier bis sechs Zeilen lang, hat Laotse's Taoteking, die Bahn und der rechte Weg. Neben diesem Buch kann sich keins halten, denn es nimmt sie alle auf. Es überwindet sie im Hegelschen Sinne, indem es sie nicht beseitigt oder widerlegt, sondern ihnen ihren Platz anweist. Es haben noch einige Jahrtausende Literatur Raum in diesem Buch. [...] Dies Buch müßte klein bequem gebunden sein. Es wird so gebunden werden; wird von vielen Europäern der folgenden Jahrzehnte in den Taschen getragen werden.²⁰⁶

Für Döblin stellte der Taoismus eine bedeutende und integrierbare Erweiterung für westliche Denksysteme dar. Wie die Problematik des Romans „Die drei Sprünge des Wang-lun“ auf Deutschland übertragbar sein sollte, so soll auch die darin enthaltene philosophische Botschaft dem Westen vermittelt werden.

²⁰⁴ vgl. z.B. Guirguis, Fawzy D.: *Bild und Funktion des Orients in Werken der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts*. Diss. Berlin 1972.

²⁰⁵ zitiert nach Schuster: *Die drei Sprünge des Wang-lun*. S. 85.

²⁰⁶ Döblin, Alfred (unter dem Pseudonym Linke Poot): *Der Rechte Weg*. In: *Alfred Döblin: Der Deutsche Maskenball von Linke Poot. Wissen und Verändern!* Hrsg. Walter Muschg; Heinz Graber. Olten, Freiburg i. B. 1972. S. 84-94. Hier S. 93.

4.2. Richard Huelsenbecks Roman „China frißt Menschen“

Zur Zeit der dadaistischen Schaffensperiode erreichte auch die Rezeption chinesischer Literatur in Deutschland einen Höhepunkt, weshalb es nicht überrascht, dass auch zahlreiche Dadaisten sich auf die eine oder andere Weise mit dem Kulturkreis China auseinandersetzten.

Von vorrangiger Bedeutung war für die Dadaisten, wie für die deutsche Literatur ihrer Zeit im Allgemeinen, die Beschäftigung mit dem chinesischen Taoismus. In der taoistischen Sprachkritik und in der konsequenten Entsemantisierung von Begriffen in taoistischen Schriften finden sich bereits Ansätze, die beinahe zweieinhalbtausend Jahre später die europäische Avantgarde wieder bewegen sollten.

Chuang Tzu setzt uns keine Theorien vor; er spielt auf unsinnige Weise mit der Sprache, um zu demonstrieren, daß viele der Weisen, in denen wir die Sprache ernsthaft gebrauchen, gleichermaßen unsinnig sind. [...] Chuang Tzu unternimmt es, uns zu zeigen, daß der Versuch, im Gewand der gewöhnlichen Sprache über metaphysische Dinge zu reden, zu Unsinn führt. Und durch diesen absichtlichen Gebrauch des Unsinnns, hofft er uns das zu zeigen, worüber die Metaphysik nur reden kann, indem er uns die Spinnweben der Worte von den Augen fegt. Er merkt, daß er den Worten nicht entkommen kann, daß er ein Sprachspiel spielt, aber erkennt das und treibt das Spiel an seine äußerste Grenze.²⁰⁷

Es liegt mir fern, die Ursprünge des Dadaismus in der chinesischen Philosophie orten zu wollen, dennoch ist es naheliegend anzunehmen, dass auch von dieser Seite Einflüsse auf den Dadaismus gewirkt haben. Man bedenke nur die Diskussion um den „sinnentleerten“ Begriff „Dada“ als Bezeichnung der neu entstandenen Bewegung, die wesentlich von Hugo Ball (1886-1927) mitgeprägt worden ist.

Bei Hugo Ball verdichten sich die biographischen und literarischen Hinweise für eine tiefergehende Beschäftigung mit China. Seit Sommer 1914, vielleicht aber auch schon früher, bis zu seiner Ausreise in die Schweiz setzte sich Hugo Ball intensiv mit der ostasiatischen Theaterkunst auseinander.²⁰⁸ Mit Beginn des Ersten Weltkriegs zerschlugen sich Balls

²⁰⁷ Powell, James N.: *Das Tao der Symbole. Vom wahren Wesen unserer Sprache*. München 1989. (= Diederichs gelbe Reihe 83), S. 123.

²⁰⁸ vgl.: Wenzel-White, Erdmute: *Das Ende des Theaters: Dada und die chinesische Bühne der Yüan-Dynastie*. In: Hugo Ball Almanach. Pirmasens 1996,20. S. 1-41. Hier S. 1-4.

Theaterpläne, frische Hoffnung schöpfte er jedoch aus dem neuentdeckten chinesischen Drama:

Noch immer beschäftigt mich das Theater, und es hat alles doch gar keinen Sinn mehr. Wer mag jetzt noch Theater spielen, oder auch nur spielen sehen? Aber das chinesische Theater ist anders als das europäische; es kann sich auch im Blutausch noch behaupten.²⁰⁹

Ball war somit der erste deutsche Künstler, der für sich das chinesische Drama in der Form des Yuan-Dramas (Yuanqu 元曲) entdeckte. Vor allem das Stück „Himmlische Pagode“, das er aus einer fragmentarischen Übersetzung von Antoine Pierre Louis Bazin kannte, regte Ball zu einer Bearbeitung an. Die Kombination von brutaler kriegerischer Handlung und irrational humoristischen Elementen schienen Ball wohl zeitgemäß und geeignet für eine Aufführung zu sein. Realisieren konnte Ball seine Theaterpläne in Deutschland freilich nicht mehr, stattdessen floh der Schriftsteller und Dramaturg in die Schweiz.

Ball kann als ein guter Kenner chinesischer Philosophie bezeichnet werden, die ihn bis an sein Lebensende beschäftigen sollte. Durch Hermann Hesse hat Hugo Ball seine Kenntnisse der chinesischen Philosophie vertiefen können, wie Hesse selbst in einem Brief bezeugt: *Ball trug viel zu meiner Kenntnis des katholischen Gedankens bei, und nahm dafür von mir manches aus der indischen und chinesischen Weisheit auf.*²¹⁰

Der spätere Berliner Dadaismus wandte sich dagegen zunehmend von der Betrachtung Chinas als Ort der Philosophie und Kultur ab und beschäftigte sich stattdessen intensiv mit den aktuellen politischen Veränderungen, die das östliche Reich erschütterten.

Im Zuge der großen Boykottbewegung des Jahres 1925 (bekannt unter dem Namen 30. Mai-Bewegung, 五卅運動) in China schlossen sich im Juli des Jahres z.B. zahlreiche deutsche Intellektuelle einer Hilfsaktion für die streikenden chinesischen Arbeiter an. Auf den Unterstützungslisten finden sich auch die Namen einiger Dadaisten und dem Dadaismus

²⁰⁹ Ball, Hugo: *Die Flucht aus der Zeit*. Zürich 1992. S. 28.

²¹⁰ zitiert nach: Kim Kwangsoo: *Das Fremde-Die Sprache-Das Spiel. Eine Komparatistische Studie zur Taoismusrezeption in Deutschland – Novalis, Hermann Hesse, Hugo Ball*. Diss. Seoul 1999. S. 164.

nahestehender Personen wie: Erwin Piscator, Wieland Herzfelde, George Grosz und John Heartfield.²¹¹

Ähnlich wie bei seinen Zeitgenossen und Kollegen in der dadaistischen Bewegung stand auch für Richard Huelsenbeck (1892-1974), einer der Mitbegründer der Züricher Dada-Bewegung und wichtiges Mitglied in der Berliner Dada-Gruppe, die Beschäftigung mit dem aktuellen, revolutionären China und das politische Tagesgeschehen im Vordergrund. Chinesische Philosophie, die Kunst und Literatur des traditionellen China spielen in Huelsenbecks Werk hingegen keine entscheidende Rolle. Im Unterschied zu den anderen Dadaisten bezog Richard Huelsenbeck sein Wissen nicht aus Quellen zweiter Hand, sondern hatte als China-Reisender einen direkten Einblick in die politischen und gesellschaftlichen Vorgänge.

Richard Huelsenbeck begann sich sehr spät und eher zufällig mit China zu beschäftigen. Nachdem sich die dadaistischen Aktivitäten totgelaufen hatten und der frischvermählte Huelsenbeck nun versuchte, sich in Berlin als Arzt zu etablieren, bekam er 1924 plötzlich ein Angebot der Hapag-Gesellschaft, als Schiffsarzt auf dem Frachtdampfer Brasilia mitzureisen. Die Verlockung war zu groß für den Schriftsteller und Arzt; auch er konnte der exotischen Anziehungskraft, die Asien seit jeher auf deutsche Weltreisende ausübte, nicht widerstehen.

Eine Welt versank und eine neue tat sich auf. Ich sollte Ostasien sehen, China, Japan, ich sollte die Welt als Kugel erleben. Ich würde auf den Spuren von Conrad fahren, ich würde die japanische Architektur bewundern, den Kaiserpalast in Peking besuchen. Es war unglaublich.²¹²

Huelsenbecks erste Reise nach Ostasien war der Schritt, der eine neue Wende für sein literarisches Schaffen bedeuten sollte. Fortan betätigte sich Richard Huelsenbeck als Schriftsteller von Reiseberichten für Zeitungen und Zeitschriften, sowie größerer Publikationen dieser Art in Buchform. Im Zentrum dieser Berichte stand nicht mehr ein mysteriöses, exotisches Land, sondern historische und politische Reflexionen sowie die Darstellung der gesellschaftlichen Zustände und des Lebens in den großen außereuropäischen

²¹¹ Yü-Dembksi, Dagmar: „China in Berlin“, 1918-1933. Von chinesischem Alltag und deutscher China-begeisterung. In: *Kuo Heng-Yü (Hrsg.): Berlin und China. Dreihundert Jahre wechselvolle Beziehungen.* Berlin 1987. S. 117-130. Hier S. 126.

²¹² Huelsenbeck, Richard: *Reise bis ans Ende der Freiheit. Autobiographische Fragmente.* Heidelberg 1984. S. 196.

Zentren der Welt. Die anfängliche Exotik-Begeisterung, der Huelsenbeck erlegen war, wird in den Schriften abgelöst durch subjektive, realistische Wahrnehmung.

Kultivierte Reiseberichterstattung war in den zwanziger Jahren etwas Neues, und Autoren wie Egon Erwin Kisch und Ernst Toller erregten berechtigtes Aufsehen. [...] Der junge Dr. med. [Huelsenbeck] liebte seine Tätigkeit als Schiffsarzt wohl auch deshalb, weil er dadurch den umstrittenen Rang eines „Café-Haus-Literaten“ hinter sich ließ.²¹³

Mehrere Reisen folgten auf die erste Fahrt, so auch eine weitere Reise nach Russland und China im Jahr 1929 im Auftrag der „Berliner Illustrierten Zeitung“. Ausgewertet hat der Schriftsteller seine Erlebnisse in Asien zuerst für kleinere Artikel in der Zeitung „Vorwärts“ und in der Zeitschrift „Der Querschnitt“, dann in Form des Reiseberichts „Der Sprung nach Osten. Bericht einer Frachtdampferfahrt nach Japan, China und Indien“ 1928. Später publizierte Huelsenbeck seine Artikel zu China vorwiegend in der Zeitschrift „Die literarische Welt“ und für den „Berliner Börsen-Curier“ sowie natürlich in der „Berliner Illustrierten Zeitung“.²¹⁴ Bei den insgesamt 28 Artikel, die Huelsenbeck für Zeitschriften und Zeitungen verfasst hatte, handelte es sich um Brotarbeiten, die jedoch Huelsenbecks tiefe Einsicht in die politischen Vorgänge in China und sein Engagement für dieses Land beweisen. Während China im Reisebericht „Der Sprung nach Osten“ noch keine vorrangige Position einnimmt, steht das Land im unmittelbar nach Huelsenbecks zweiter China-Reise verfassten Roman „China frißt Menschen“ aus dem Jahr 1930 im Mittelpunkt.²¹⁵ 1932 griff Huelsenbeck in der Erzählung „Der Fall des Trimmers Lipka“ noch ein letztes Mal China als Schauplatz für ein literarisches Werk auf.

Im Roman „China frißt Menschen“ wird die Geschichte zweier deutscher Seeleute, des Stewards Emil Bröckelmann und des Funkers Will Schramm, die mittellos in Hongkong angekommen sind, und schrittweise an China zugrunde gehen, geschildert. Als Besatzung des in Seenot geratenen Schiffes „Stadtrat Becker“, auf dem eine Ladung Waffen nach China geschmuggelt werden hätte sollen, droht ihnen ein Prozess von Seiten der englischen

²¹³ Italiaander, Rolf: Richard Huelsenbeck und Hamburg. In: *Richard Huelsenbeck*. Hrsg. Richard Sheppard. Hamburg 1982. (= Hamburger Bibliographien 22), S. 7-27. Hier S. 8.

²¹⁴ Eine vollständige Auflistung der Artikel Huelsenbecks zu China findet sich in:
Bae: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. S. 222-223.

²¹⁵ Die Umschläge der Erstausgaben beider Werke hat übrigens John Heartfield gestaltet.

Kolonialverwaltung in Hongkong. Die europäischen und amerikanischen Kolonialherren sehen ihre bisher so lukrativen Geschäfte durch den bereits seit Monaten in Gesamtchina anhaltenden Generalstreik gefährdet. Honkong selbst gleicht einem Pulverfass, das jederzeit zu explodieren droht; der Unmut über die gesellschaftlichen, sozialen und rassischen Ungerechtigkeiten sorgt für ein zunehmend erhitztes politisches Klima. Die weißen Kolonialherren sind längst nicht mehr Herr der Lage, verschlagene chinesische Kaufleute und die Truppen General Tschangs, die in der nahen Stadt Kanton liegen, laufen ihnen wirtschaftlich und militärisch den Rang ab. Der gutgläubige Emil Bröckelmann findet eine Anstellung bei der politisch einflussreichen Missionarsfamilie Henslowe und wird zum Geliebten von Frau Henslowe, während Schramm schon bald der Untergang als „Strandläufer“ und Opiumsüchtiger in den Seemannskneipen in Hongkong droht. Schließlich entscheiden aber die Ränke der tatsächlich Mächtigen über das Schicksal der beiden Deutschen. Schramm findet sich als Offizier in der Armee General Tschangs wieder und entdeckt bei einem ersten Waffengang mit feindlichen Truppen auch die Leiche Emils in Kanton. Nach Ende des Nordfeldzugs General Tschangs landet Schramm als Bettler in Schanghai, wo er von Glimps, der Witwe des gescheiterten Großkaufmanns Jim Sokotny erkannt wird, und zu einem ihrer Liebhaber avanciert. Glimps führt in Schanghai ein schillerndes Leben, das sie durch Diebstähle in Juweliergeschäften finanziert. Schließlich wird sie verhaftet, und Schramm, der wieder dem Opium verfallen ist, beschließt, bis zu ihrer Entlassung in der chinesischen Metropole auszuharren. Fast alle europäischen Charaktere scheitern über kurz oder lang an China und bezahlen ihre Abenteuerlust in der Regel mit ihrem Leben oder zumindest mit einer existenziellen Notlage.

Aktuelle Ereignisse und die innen- bzw. außenpolitische Lage im China der 20er Jahre hat Huelsenbeck geschickt in die Romanhandlung einmontiert. Zahlreiche eigene Erlebnisse und Geschichten, die Huelsenbeck aus Zeitungsberichten oder aus Erzählungen bekannt waren, und die der Schriftsteller schon in früheren Reiseberichten verwendet hat, haben ebenfalls Eingang in die Erzählung gefunden. Eine besondere Rolle nehmen der Boykott ausländischer Waren und die Streikwellen, die China im Anschluss an die 30. Mai-Bewegung 1925 ergriffen haben und, wie bereits weiter oben angeführt, auch in Deutschland rezipiert worden sind, ein. Auch der Nordfeldzug Chiang Kai-sheks, den Huelsenbeck 1929 Gelegenheit hatte,

persönlich kennenzulernen²¹⁶ und der im Roman als General Tschang auftritt, findet in der Erzählung Erwähnung.

Die bewegende Zeitgeschichte Chinas in der zweiten Hälfte der 20er Jahre, etwa um 1925 bis 1929, wird in den Chinaroman „China frißt Menschen“ einbezogen und bildet unmittelbar den politischen Rahmen der Romanhandlung. Im Mittelpunkt steht der Wandel Chinas hinsichtlich der Erneuerungswelle des Landes und der politischen und wirtschaftlichen Unruhe nach dem Tod Sun Yatsens (12.3.1925).²¹⁷

Thematisiert wird im Roman u.a. die Rolle der Deutschen, die nach dem Ersten Weltkrieg ihre bedeutende Stellung in China verloren haben und nun mehr oder weniger in die Illegalität abgedrängt worden sind, bzw. im Verhältnis zu den anderen westlichen Mächten unbedeutend geworden sind. Zahlreiche deutsche Offiziere haben – in Deutschland beschäftigungslos geworden, oder einfach aus Abenteuerlust – als Berater und Ausbilder in den Heeren verschiedenster Machthaber in China gewirkt, und auch im Bereich des Waffenschmuggels nahm Deutschland eine vorrangige Position ein. Beispiele wie das des Waffentransports auf dem Schiff „Stadtrat Becker“ stellten keinen Einzelfall dar. Es war kein Geheimnis, dass Deutschland in den 20er Jahren der größte Waffenlieferant (fast ausschließlich illegale Waffenlieferungen) der verschiedenen chinesischen Machthaber war. Zahlreiche Handlungselemente und Personen des Romans lassen sich eindeutig tatsächlichen Ereignissen und Personen aus der Politik Chinas der 20er Jahre zuordnen. Mit General Tschang Tschao-kiang ist der militärische Machthaber und spätere Diktator Chiang Kai-shek gemeint. Die Figur des militärischen Beraters v. Köppke ist eindeutig dem in der Armee Chiang Kai-sheks sehr einflussreichen deutschen Offizier Max Bauer nachgebildet; die Figur Vorontsoff aus dem Roman wiederum entspricht dem russische Berater Mikhail Borodin.

Der Titel des Chinaromans Huelsenbecks „China frißt Menschen“ weist auf einen Slogan einer politischen Kampagne gegen den Konfuzianismus aus der Zeit der 4. Mai-Bewegung 1919 hin.²¹⁸ Erstmals benutzte der berühmte chinesische Schriftsteller Lu Xun (魯迅, 1881-1936) das Bild der „menschenfressenden“ traditionellen konfuzianischen Gesellschaft 1918 in seiner Erzählung „Tagebuch eines Verrückten“ (狂人日記). In Huelsenbecks

²¹⁶ vgl. Huelsenbeck: *Reise bis ans Ende der Freiheit*. S. 197-210.

²¹⁷ Bae: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. S. 167.

²¹⁸ vgl.: ebd. S. 196.

Neuinterpretation scheitern vor allem die Europäer an China, weil sie sich nicht an die kulturellen Gegebenheiten anpassen können: *Sie sind Europäer... lassen Sie das... europäische Vorstellungen... so scheitert man in China. China frißt Menschen, Europäer und Chinesen, aber mehr Europäer...*²¹⁹ Die Vormachtstellung der Europäer in China gilt nicht mehr, die westlichen Absichten und Pläne mit China sind zum Scheitern verurteilt, ein Ende der westlichen Vorherrschaft ist in Sicht: *China ist groß und alt, und die Fremden sind wie kleine Läuse, die am Bauch eines großen Elefanten herumkriechen. Wer wollte daran zweifeln...?*²²⁰ Konsequenz trennt sich General Tschang/Chiang Kai-shek von seinen russischen und deutschen Beratern und vertraut auf die Stärke Chinas, auch wenn er sich äußerlich nach westlichem Vorbild kleidet und immer noch von japanischen und amerikanischen Geldgebern abhängig ist. Die Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten, die große Zeit der Ausländer in China ist abgelaufen: *Wir Chinesen stehen fest auf unserem dampfenden, rötlichen Boden, 's wird vielleicht ne Zeitlang dauern, bis wir mit all diesen Abenteurern fertig geworden sind, aber rausschmeißen werden wir sie [gemeint sind die Ausländer] sicher.*²²¹ Huelsenbeck, wie zuvor schon Karl May und zahlreiche andere westliche Schriftsteller und Denker, nimmt auf die von Herder ausgehende europäische Vorstellung eines „schlafenden Chinas“ Bezug, wenn er behauptet: *Es sah aus, als ob China aus tausendjährigem Schlaf erwache.*²²²

Anders als in den trivialen China-Romanen der 20er Jahre treten in Huelsenbecks Roman Chinesen in gleichwertiger und gleichberechtigter Position wie die Europäer auf. China ist nicht exotischer Hintergrund für eine von westlichen Charakteren getragene Handlung, sondern rückt in den Mittelpunkt des Geschehens. *Gegenüber den Europäern sind die Chinesen nicht bloß eine literarische Kulisse, sondern Akteure, die das Leben der Europäer beeinflussen und mitbestimmen.*²²³

Programm Huelsenbecks ist es, restlos mit den in der europäischen Literatur gängigen romantischen Chinabildern und anderen Klischees aufzuräumen. Alle Versuche der Figuren

²¹⁹ Huelsenbeck, Richard: *China frißt Menschen*. Berlin 1957. S. 84.

²²⁰ ebd. S. 129.

²²¹ ebd. S. 169.

²²² ebd. S. 199.

²²³ Bae: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. S. 181.

des Romans „China frißt Menschen“, China mit einer Formel zu beschreiben, müssen zwangsläufig scheitern.

Denn es ist das leitende Prinzip des ganzen Romans, mit erzählerischen Mitteln die Unangemessenheit der Bilder zu zeigen, die sich die zahlreichen Figuren über sich selber und über China machen. Da die Sehweise und meistens sehr drastischen Werturteile aber konsequent in das Innere der Figuren verlegt sind, und da die erzählten Ereignisse diese Sehweisen und Werturteile als Illusionen enthüllen, entsteht eine kaleidoskopartige Struktur des Ganzen. Die Eigenart des Kaleidoskops liegt in der Variation und Unberechenbarkeit der geschüttelten Bilder.²²⁴

Wie seine Protagonisten wird auch der Leser desillusioniert. Nichts ist in Huelsenbecks China so wie man es gerne den gängigen Klischees entsprechend hätte. Glimps, die Frau des Bankrotteurs Sokotnys, bekennt ihren Fehler folgendermaßen:

Warum habe ich mich überhaupt darauf eingelassen, nach China zu gehen? Sie weiß es nicht. Doch, sie weiß es. Wegen der zu erwartenden Abenteuer, weil China weit fort lag, weil sie der Gewalt des Vaters entgehen wollte und weil ihre Freundin Lucie eine chinesische Bronze aus der Sung-Zeit besaß. Die chinesische Bronze aus der Sung-Zeit ... oder war es eine Vase, mein Gott, nun weiß ich es nicht mehr. Kann man sich wegen einer Vase ins Unglück reiten lassen...?²²⁵

Auch der Funker Schramm berichtet ernüchtert über seine blinde Abenteuerlust, die ihn am Tag seiner Anheuerung zur Fahrt nach China beherrschte:

Da am Strand kam eines Tages ein Mann auf mich zu; viel schlauer, er überholte mich auf einem meiner Bummelspaziergänge und sagte: „He, Sie da ... Sie heruntergekommenes Individuum ... wollen Sie vielleicht für die doppelte Gage ‘n Trip nach China machen ... wie?“ Vom Zuchthaus hat er nischt gesagt und von der Gefahr, abzusaufen auf dem verdammten Äppelkahn ... [...] Ja, hab ich gesagt ... ja, ich tu’s gern ... China selbstverständlich ...was Besseres kann’s gar nicht geben. Da hat man mir gesagt, gibt’s goldene Drachen und ‘ne gute Hühnersuppe und schwarze Schweine und rotgeschminkte Huren ... das hat man mir erzählt, ich hab’s in den Büchern gelesen, und nun werd ich selbst sehen, wie’s um die Sache bestellt ist.²²⁶

²²⁴ Harth: *Über die Bestimmung kultureller Vorurteile, Stereotypen und images in fiktionalen Texten*. S. 38.

²²⁵ Huelsenbeck: *China frißt Menschen*. S. 156-157.

²²⁶ ebd. S. 166-167.

An einer späteren Stelle bekennt Schramm schließlich:

Ich habe, denkt er, den Geschmack an diesem Land verloren. Es ist zu wirr, und zu viele Farben sind da, man weiß nicht, was die Menschen tun werden, nichts läßt sich berechnen. Alles ist ganz anders als bei uns.²²⁷

In Huelsenbecks späten Werken, zu denen auch „China frißt Menschen“ gehört, sind sprachliche und stilistische Merkmale, die auf die Zugehörigkeit des Schriftstellers zur literarischen Avantgarde hinweisen, zwar noch feststellbar, werden aber nur in beschränktem Maße verwendet. Typisch für die Sprache im Roman „China frißt Menschen“ ist der überwiegende Anteil des Gesprächs, das häufig mit den inneren Monologen der Figur kontrastiert wird.

Die erzähltechnische Strategie hängt mit dem psychologischen Scharfsinn Huelsenbecks zusammen. In der Rückkopplung auf das Konzept seiner Reiseliteratur kann die Funktion des ständigen Wechsels zwischen der direkten Wiedergabe des Gesprächs und dem inneren Gedanken erfaßt werden. [...] Der Wechsel zwischen der Aussage und dem inneren Gedanken verleiht dem Leser die Einsicht in die unsichtbare Wirklichkeit, die meistens widersprüchlich dargestellt wird, und zerstört den Aufbau der nach außen verblendeten Realität. Dadurch wird der politische Vorgang hinsichtlich der Umsetzung politischer Ideen in die Wirklichkeit in Frage gestellt. Um den Widerspruch zwischen dem Ausgesprochenen und dem Gedachten zu beleuchten, muß Huelsenbeck es gewissermaßen in Kauf nehmen, daß die jeweilige Figur vom politischen Kreis in übertriebene [sic!] Weise einseitig und karikierend dargestellt wird.²²⁸

Wie Karikaturen aus den Bildern George Grosz' wirken die Figuren in der Darstellung Huelsenbecks auf den Leser. Wenn der Autor überhaupt eine Sympathie für manche Figuren erkennen läßt, dann gilt sie noch am ehesten den in der Gesellschaft Benachteiligten, die am wenigsten an ihrem Schicksal schuld sein können und die geringste Verantwortung für ihre Fehler tragen. Zu diesen Figuren gehören die deutschen Seemänner, aber auch chinesische Kulis, Prostituierte und Arbeiter. Im Elend egalisieren sich die Unterschiede zwischen West und Ost. *Auf den Bänken träumen mit hochgezogenen Knien einige Bettler, Strandläufer, Chinesen und Europäer. Der Hunger hat die Unterschiede der Rassen ausgelöscht.*²²⁹

²²⁷ ebd. S. 201.

²²⁸ Bae: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. S. 185-186.

²²⁹ Huelsenbeck: *China frißt Menschen*. S. 129.

Ernüchtert stehen die Protagonisten des Romans vor den enttäuschten Hoffnungen, die man in China gesetzt hat. Um die Scherben, in die Illusionen und Hoffnungen zerborsten sind, nicht sehen zu müssen, flieht man vor der grausamen Realität in neue Träume.

Da ist China, denkt man, ein schönes Land mit hohen Gebäuden und Menschen, die glatte Tropenanzüge haben, blankgewichste Schuhe und Frauen, die nach Parfüm stinken. Da ist China, das frißt uns auf, wir binden uns den Magen zu, wir starren hinter den gelackten Autos her und freuen uns auf die Nacht. Denn da träumen wir ein wenig und haben einen kleinen Genuß, den uns keiner wehren kann.²³⁰

Unverdientermassen war dem Roman Huelsenbecks kein großer Erfolg beschieden, zwar kam es 1957 zu einer Neuauflage, dennoch wird „China frißt Menschen“ bis heute vom Lesepublikum wie von der Wissenschaft sträflich vernachlässigt.

²³⁰ ebd. S. 129.

5. Chinaroman und Chinabild im Überblick

In einer umfangreichen Untersuchung der China- und Chinesenbilder in der deutschen Unterhaltungsliteratur von 1890-1945 unterteilt Zhang Zhenhuan die Darstellung der Chinesen in acht Kategorien: Der höfliche und ewig rätselhaft lächelnde Chinese (1), der anspruchslose und untertänige Chinese (2), der phantasielose und utilitaristische Chinese (3), der dumme und streitsüchtige Chinese (4), der gefühllose, hinterlistige und grausame Chinese (5), der abergläubische Chinese (6), der Chinese als leidenschaftlicher Opiumraucher (7), der weise Chinese (8).²³¹ Fast alle diese Beschreibungen haben einen negativen Charakter. Aus Zhangs Beschäftigung mit zahlreichen Werken der deutschsprachigen Unterhaltungsliteratur geht klar hervor, dass das in diesen Texten vermittelte Chinabild sehr stark von Vorurteilen geprägt ist. Titel vieler Chinaromane wie „Wider den gelben Drachen“ (1900 von Agnes Harder), „Drachenbrut“ (1901 von Eugen von Enzberg), „Unter der Klaue des Drachen“ (1909 von Maximilian Kern), „Aus dem Lande der Verdammnis“ (1909 von Eugen von Binder-Krieglstein) und „Unheimliches China“ (1934 von Ernst Friedrich Löhndorff) evozieren unmissverständlich und publikumswirksam das Bild eines schrecklichen, feindlich gesonnenen Landes. Eine Vorstellung von China, die im Westen weit verbreitet war und in der Figur des Dr. Fu Manchu in den Romanen des Engländers Sax Rohmer (Pseudonym für Arthur Henry Ward, 1883-1959) eine Personifizierung fand. Selbst Dr. No, einer der Erzbösewichte in einem James Bond-Roman von Ian Fleming (1908-1964) aus dem Jahr 1958, als das personifizierte Böse, ist nicht von ungefähr chinesisch-deutscher Abstammung (in der deutschen Synchronisierung der Spielfilmversion mutiert Dr. No zu einem englisch-chinesischen Mischling).

Bae, der sich nicht auf die Unterhaltungsliteratur beschränkt, beschreibt seine drei Hauptkapitel in „Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik“ mit den Begriffen „Archaisierung“, „Dämonisierung“ und „Desillusionierung“.²³² Im Unterschied zur Unterhaltungs- bzw. Trivilliteratur orientiert sich die „Schöne Literatur“ häufiger an der anerkannten und geschätzten klassischen chinesischen Literaturtradition. Demzufolge wird meist auch ein idealisiertes und exotisiertes China vergangener Tage propagiert und nicht

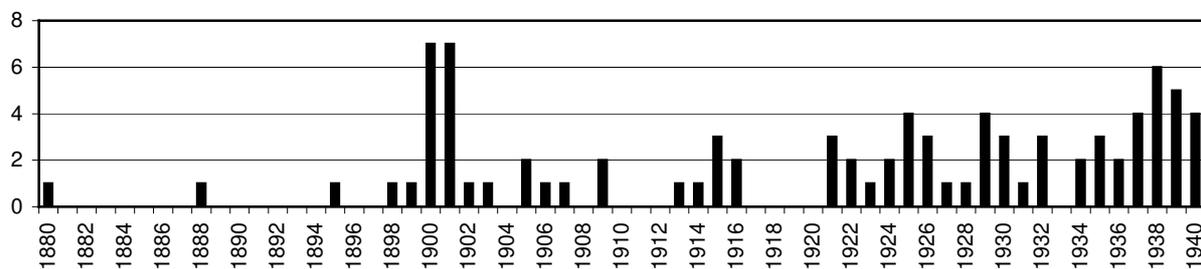
²³¹ vgl. Zhang: *China als Wunsch und Vorstellung*.

²³² vgl. Bae: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*.

selten einem degenerierten China der Gegenwart entgegengehalten. Unabhängig davon, ob die Darstellung Chinas in den jeweiligen Beispielen der deutschsprachigen Literatur eher positiv oder negativ ausfällt, orientieren sich die Autoren der Chinatexte an den Lesererwartungen mittels ihrer eigenen, kulturell geprägten Vorstellungen, und weniger an einer „chinesischen Realität“. Ein Chinabild besagt deshalb mehr über das kulturelle Umfeld eines Autors als über die chinesische Fremdkultur.

Anhand einer Graphik lässt sich die jährliche Zu- und Abnahme der Publikation von erstveröffentlichten deutschsprachigen Chinaromanen ablesen und somit auf das Ausmaß der Chinabegeisterung im deutschen Sprachraum zu verschiedenen Zeitpunkten schließen. Die vorgestellte Graphik und die in Punkt 7.2. aufgeführte Liste von Chinaromanen erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Bis auf vier Texte aus dem Jahr 1900 sind beispielsweise im Zeitungs- und Zeitschriftenfeuilleton veröffentlichte Romane nicht recherchiert worden.

Anzahl der pro Jahr erstveröffentlichten deutschsprachigen Chinaromane (1880-1940)



In den wenigen Chinaromanen des 19. Jahrhunderts ist ein Chinabild, das in der Tradition der negativen Beurteilung Chinas durch Johann Gottfried Herder und Georg Wilhelm Friedrich Hegel steht, anzutreffen. Bezeichnend für dieses Chinabild sind die frühen Chinaerzählungen Karl Mays. Allgemein war das Interesse an der literarischen Verarbeitung von Chinathemen im deutschen Sprachraum im 19. Jahrhundert sehr gering. Insgesamt konnten im Laufe der Untersuchungen zu dieser Arbeit nur fünf Chinaromane, die zwischen 1880 und 1899 verfasst worden sind, gefunden werden. Die Inbesitznahme einer Kolonie in

China durch Deutschland im Jahr 1897 bewirkte in der deutschsprachigen Literatur eine gewisse Resonanz; ein wahrer Publikationsboom von Werken zu Chinathemen erfolgte jedoch erst im Zuge des Boxeraufstands. So konnten für die Jahre 1900 und 1901 jeweils sieben Chinaromane ermittelt werden; eine zeitgenössische Untersuchung will sogar von mehr als tausend Reiseberichten wissen, die im Zeitraum von 1898 bis 1907 allein über das von Deutschland besetzte Gebiet Jiaozhou veröffentlicht wurden.²³³ In der Folge wurde in zahlreichen Chinaromanen der deutschsprachigen Literatur der Boxeraufstand thematisiert. Neben im 19. Jahrhundert entstandenen, gängigen Vorstellungen von China als verachtungswürdiges und kulturell erstarrtes Land trat nun noch die Bewertung Chinas als militärisches und ethnisches Feindbild hinzu und bewirkte einen absoluten Tiefpunkt in der Beurteilung des Landes. Die überspitzten Formulierungen in den Chinawerken Eugen von Binder-Krieglsteins lassen sich klar in diese Tradition eines radikalisierten, negativen Chinabildes einordnen, während Karl May in seinem Roman „Et in terra pax“ und Elisabeth von Heyking in ihren Chinaromanen zumindest in Ansätzen gegen die vorherrschende negative Beurteilung Chinas anzukämpfen versuchten. Daraus resultieren bei den beiden letztgenannten Schriftstellern widersprüchliche, zwar gut gemeinte, in ihren Grundaussagen jedoch immer noch die gängigen Vorurteile des Zeitgeistes bestätigende Aussagen zu China. Eine Reihe namhafter Jugendroman- und Abenteuerschriftsteller wie Agnes Harder, Otto Felsing, Eugen von Entzberg, Karl Tanera und Paul Lindenberg werteten den Boxeraufstand ebenfalls in ihren Chinaromanen aus:

Es wäre nun eine große Illusion, zu glauben, daß diese [Jugend- und Abenteuerroman-] Schriftsteller den „Boxerkrieg“ auch wahrheitsgetreu in seinem historischen und politischen Zusammenhang beleuchtet hätten. Ihre Romane sind vielmehr für Jugendliche gut verständlich geschriebene Propagandawerke, in die die Fülle des in Europa herrschenden Zeitgeistes strömt.²³⁴

Als erster hat Karl May China für den Jugendroman entdeckt. Seine Chinaromane wurden zu wegweisenden Vorbildern späterer Jugendbuchautoren. Als direkter Nachfolger Karl Mays

²³³ vgl. Li: *Der China-Roman in der deutsche Literatur*. S. 68.

²³⁴ ebd. S. 17.

kann in diesem Bereich der Jugendschriftsteller Maximilian Kern (1877-1945) genannt werden.²³⁵

Ab 1910 nahm über neue und qualitativ hochwertige Übersetzungen von Texten aus dem chinesischen Geistesleben ein neues und positives Element massiven Einfluss auf das vorherrschende Chinabild des Westens. Vor allem die zahlreichen Veröffentlichungen von Übersetzungen taoistischer Schriften bewirkte eine Neuorientierung und eine partielle Revidierung des europäischen Chinabildes. Allen voran engagierte sich in Deutschland der Reiseschriftsteller und Populärphilosoph Hermann Graf Keyserling (1880-1946) und die von ihm gegründete Darmstädter „Schule der Weisheit“ als Sprachrohr des Taoismus.²³⁶ Aber auch Schriftsteller wie Hermann Hesse und Alfred Döblin zeigten sich tief beeindruckt vom taoistischen Gedankengut. Seit Ende des Ersten Weltkrieges und in zunehmendem Maße mit Beginn der 20er Jahre fühlen sich deutsche Intellektuelle von der taoistischen Philosophie angezogen und versuchen aus der östlichen Lehre alternative Denkansätze herauszulösen. In den 20er Jahren zeichnet sich ein erneuter Höhepunkt in der Beschäftigung mit China ab, was auch in der Zunahme der Publikation von Chinaromanen und Übersetzungen aus dem Chinesischen²³⁷ ihren Ausdruck findet. Ernst Rose kommt zu dem Schluss, dass *[d]iese Chinamode der zwanziger Jahre [...] immerhin das Verdienst [hatte], eine gerechtere Würdigung des Fernen Ostens in das allgemeine deutsche Kulturbewußtsein einzuführen.*²³⁸ Die Informationen, die in den 20er Jahren über China in der Literatur verbreitet wurden, zeugen tatsächlich von einem besseren Verständnis der chinesischen Geschichte und Kultur. Ein Grund dafür mag darin zu sehen sein, dass der Grossteil der Schriftsteller, die sich in den 20er Jahren mit China beschäftigten, das Land selbst bereist hatten und dadurch einen tieferen

²³⁵ vgl. ebd. S. 30-35.

²³⁶ vgl. z.B. Lange, Thomas: China – Fluchtort vor dem europäischen Individualismus. Über ein philosophisches und literarisches Motiv der 20er Jahre. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 49-73.

²³⁷ vgl. Neder, Christina: Rezeption der Fremde oder Nabelschau? Historisch-quantitative Bestandsaufnahme literarischer Übersetzungen aus dem Chinesischen im deutschsprachigen Raum. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 612-626.

²³⁸ Rose, Ernst: *Blick nach Osten. Studien zum Spätwerk Goethes und zum Chinabild in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts*. Hrsg. Ingrid Schuster. Bern; Frankfurt a. M.; Las Vegas 1981. (= Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur 26), S. 73.

Einblick in die chinesische Kultur gewinnen konnten. Auch die Qualität der wissenschaftlichen Publikationen, als Quellenmaterial für die Werke zahlreicher Schriftsteller, hat bis in die 20er Jahre kontinuierlich zugenommen. Ein Vergleich des Quellenmaterials Karl Mays mit dem Alfred Döblins beweist, wie sich innerhalb weniger Jahre das Wissen in sekundären Quellen zu China vermehrt und verbessert hat, und dadurch auch auf den Gehalt der Chinaromane späteren Publikationsdatums ausgewirkt hat. Ein größeres Wissen über China bedeutet aber noch lange nicht, dass auch das vermittelte Chinabild später veröffentlichter Chinaromane zwingend positiv sein muss. Das Beispiel Erich von Salzmanns (1876-1941?), eines der produktivsten Autoren von Chinaromanen in den 20er und 30er Jahren, beweist, dass selbst ein langjähriger Chinaaufenthalt noch keine positive Darstellung Chinas bewirken muss. Salzmann, der sich insgesamt knapp 30 Jahre in China aufgehalten hat, bleibt in seinen vier Chinaromanen in den Grenzen des Eurozentrismus befangen und vermittelt in den Erzählungen weiterhin alte Klischees und Vorurteile über China.²³⁹ Das tradierte negative Chinabild mit all seinen Komponenten lebt in den 20er Jahren unabhängig von der Qualität des verwendeten Quellenmaterials und dem Ausmaß der Chinakennnisse und den in China persönlich gesammelten Erfahrungen der Schriftsteller in zahlreichen Werken, die vorwiegend der Unterhaltungsliteratur zuzuordnen sind, weiter. Die Begeisterung für den Taoismus, der beispielsweise im Chinaroman Döblins eine beherrschende Position einnimmt, flaut gegen Ende der 20er Jahre ab und muss bei Huelsenbeck und in vielen anderen Chinaromanen der Beschäftigung mit aktuellen politischen Verhältnissen in China weichen.

In diesem Kontext ist erkennbar, daß die Rezeption des Taoismus für die vielseitige literarische Verarbeitung kennzeichnend ist, aber daß der Taoismus bei den linksorientierten Autoren mit ablehnendem Gestus dargestellt oder sogar gar nicht erwähnt wird. Sowohl der Taoismus als auch die anderen geistigen Mentoren Chinas werden von ihnen strikt zurückgewiesen.²⁴⁰

²³⁹ vgl. Zhang Zhenhuan: Das China-Verständnis bei Erich von Salzmann. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 163-178.

²⁴⁰ Bae: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. S. 210.

Das dritte Reich bedeutete nicht das Ende des deutschsprachigen Chinaromans, brachte mit Sicherheit aber auch keine qualitative Steigerung. Mehr denn je schienen sich die Menschen in Deutschland nach der exotischen Ferne zu sehnen, was sich in einer unverminderten Anzahl von Publikationen neuer Chinaromane widerspiegelt. Auch die guten außenpolitischen Beziehungen zu China blieben vorerst intakt. Erst ab 1936 mit Abschluss des Anti-Komintern-Paktes mit Japan begannen die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China zu bröckeln und endeten vorläufig vollständig mit der Kriegserklärung Chinas an Deutschland 1941. Die Anweisung des Ministeriums für Aufklärung und Propaganda 1936, *die deutsche Presse solle in Zukunft die „bolschewistische Seite“ der Vorgänge in China betonen*²⁴¹, sollte in Zukunft das deutsche Chinabild bestimmen. Zu den wenigen erwähnenswerten Chinaromanen, die zwischen 1933 und 1945 geschrieben wurden, zählen die im Exil verfassten Texte „Hotel Shanghai“ (1939) von Vicki Baum (1888-1960) und der Fragment gebliebene „Tui-Roman“ von Bert Brecht (1898-1956) sowie der Roman „Opiumkrieg“ (1939) Rudolf Brunngrabers (1901-1960).²⁴²

Nach dem Zweiten Weltkrieg regenerierten sich die deutsch-chinesischen Beziehungen nur langsam und nahmen sich im Vergleich zu früheren Perioden nur unbedeutend aus. Mit der Machtergreifung der KPCh 1949 machte die internationale politische Situation der BRD den Aufbau neuer Beziehungen zu China unmöglich. Nur die DDR stand in gutem politischen und wirtschaftlichen Kontakt zu China, bis sich ab ca. 1960 auf sowjetischen Druck hin auch diese Beziehungen auf ein Minimum reduzierten.²⁴³ Ebenso wenig gelang es Österreich²⁴⁴ oder der Schweiz einen intensiveren Kontakt zu China aufzubauen. Während der chinesischen Kulturrevolution (文化革命, 1967-1969) und in den Folgejahren bis ca. 1977 kam es zu einer weiteren Stagnation der außenpolitischen Beziehungen Chinas. Die schlechte politische Ausgangsposition drückte die Rezeption chinesischer Kultur in der deutschen Literatur weit unter das Ausmaß früherer Jahrzehnte. Zu den bereits bestehenden Chinabildern traten neue Vorstellungen von den Chinesen als „blaue Ameisen“ sowie einer militärischen Bedrohung durch „Rotchina“ oder aber auch einer Idealisierung des maoistischen China in Kreisen der

²⁴¹ zitiert nach Fabritzek: *Gelber Drache Schwarzer Adler*. S. 125.

²⁴² vgl. z.B. Lange, Thomas: China als Metapher – Versuch über das Chinabild des deutschen Romans im 20. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 1986, 36 Jg., 3. Vj. S. 341-349. Hier S. 344-245.

²⁴³ vgl. z.B. Fabritzek: *Gelber Drache Schwarzer Adler*.

²⁴⁴ vgl. z.B. Kaminski; Unterrieder: *Von Österreichern und Chinesen*.

europäischen Linken. Erst nach Einleiten der Reformpolitik (改革開放, gaige kaifang) Ende der 70er Jahre durch Deng Xiaoping (鄧小平, 1904-1997) kam es wieder zu einer politischen Öffnung Chinas. Seit dieser Zeit entstehen in der deutschsprachigen Literatur wieder Chinaromane bedeutender Schriftsteller wie Michael Krüger, Günter Grass und Adolf Muschg.²⁴⁵

Auch in der Gegenwart wird man mit verschiedensten Chinabildern in den Medien und in der Literatur konfrontiert: Besonders aktuell ist die Einschätzung Chinas als Wirtschaftswunderland, andererseits wird die unermessliche Armut der Chinesen thematisiert und seit den Tiananmen-Ereignissen (天安門) von Juni 1989, ist häufig die Rede von der menschenverachtenden Regierung Chinas. Für die Medienlandschaft unserer Tage kommt Tim Trampedach zu folgendem Schluss:

Die veröffentlichte Meinung zu China, besonders in den Boulevardmedien, ist zwar weiterhin von Übertreibungen und Stereotypen gekennzeichnet, sie neigt allgemein zu Extremen und lässt oft Nüchternheit vermissen; insgesamt ist sie aber uneinheitlich und nicht mehr mit einer „Tendenz“ zu fixieren, also auch nicht mehr – wie oft in bestimmten Phasen der Vergangenheit – unmittelbarer Ausdruck der aktuellen Chinapolitik und ihrer Interessen.²⁴⁶

Die Wahl der als Handlungsraum in den Chinaromanen definierten Regionen entspricht vielfach feststehenden Topoi mit denen bestimmte Assoziationen hervorgerufen werden sollten. Im 19. Jahrhundert war die Auswahl der Handlungsorte in der deutschsprachigen Literatur noch relativ unsystematisch und beschränkte sich zumeist auf Gebiete und Städte, die im europäischen Einflussbereich lagen oder in der chinesischen Peripherie lokalisiert waren. Karl Mays Chinaromane handeln beispielsweise vorwiegend in den europäischen Kolonien Hongkong, Macao oder Kanton sowie in unter chinesischem Einfluss stehenden Regionen wie der Mongolei, Indochina und dem Südchinesischen Meer.

²⁴⁵ vgl. z.B. Plachta, Bodo: Fremdenführerprosa. China als Reiseland bei Michael Krüger, Günter Grass und Adolf Muschg. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 165-186.

²⁴⁶ Trampedach, Tim: Bilder vom Fremden. Die Deutschen und China. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 81-97. Hier S. 84.

Vor allem von 1897 bis Ende des Ersten Weltkriegs hat die Provinz Shandong und die deutsche Kolonie Jiaozhou bzw. die Stadt Qingdao in der deutschsprachigen Chinaliteratur eine besondere Funktion. Die geordneten „deutschen Verhältnisse“ in Qingdao werden üblicherweise mit dem chaotisch korrupten chinesischen Umland kontrastiert. Die Notwendigkeit des kolonialistischen Engagements Deutschlands in China wird in vielen Texten, deren Handlung in Shandong lokalisiert ist, argumentiert. Selbst Alfred Döblin wählt für seinen Chinaroman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ die Provinz Shandong als wichtigsten Handlungsort.

Mit der Hauptstadt Peking assoziiert der deutsche Leser zum einen ein märchenhaftes China mit allen Requisiten der Chinoiserie einschließlich des allmächtigen Kaisers und seines prunkvollen Hofes.²⁴⁷ Zum anderen steht Peking gleichzeitig im Ruf, Heimatstadt ausländerfeindlicher chinesischer Bewohner zu sein, die für zahlreiche Gräueltaten während des Boxeraufstandes verantwortlich gemacht werden. In den frühen Chinaromanen des 20. Jahrhunderts (z.B. bei Heyking und Döblin) ist Peking ein häufig herbeizitiertes Handlungsort.

In den 20er Jahren wendet man sich zunehmend den modernen südchinesischen Städten zu. Die wichtigste Rolle kommt dabei der schillernden Stadt Schanghai zu. Aufgrund der idealen geographischen Lage für den Handel nimmt die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Stadt nach dem Opiumkrieg 1843 rapide zu. *Shanghai hatte seine Einwohnerzahl von etwa 500 000 um 1850 auf über 2,5 Millionen um die Mitte der zwanziger Jahre verfünffacht und war zur mit Abstand größten Stadt Chinas aufgestiegen.*²⁴⁸ *Seit 1855 lag der Anteil der Stadt am Huangpu am gesamten chinesischen Außenhandel mehr oder weniger deutlich über 50%.*²⁴⁹ Seit der Jahrhundertwende ist Schanghai zu einer der bedeutendsten Metropolen Ostasiens geworden und gleichzeitig der Ort in China, an dem westlicher und östlicher Kulturkreis in den intensivsten Kontakt miteinander traten. Besondere Anziehungskraft übte die Stadt auf chinesische Intellektuelle aus, die das hier herrschende Klima der Meinungs- und Publikationsfreiheit nutzen. In Schanghai lagen Politik, Geschäftswelt und Verbrechen nahe

²⁴⁷ vgl. Zhang: *China als Wunsch und Vorstellung*. S. 58-63.

²⁴⁸ Osterhammel, Jürgen: *Shanghai, 30. Mai 1925. Die chinesische Revolution*. München 1997. (= 20 Tage im 20. Jahrhundert), S. 7.

²⁴⁹ Reichert, Folker: „Heimat der Ballen und Fässer“. Grundzüge einer Stadtgeschichte. In: *Shanghai. Stadt über dem Meer*. Hrsg. Siegfried Englert; Folker Reichert. Heidelberg 1985. (= Heidelberger Bibliotheksschriften 17), S.41-89. Hier S. 54.

beieinander; in der westliche Rezeption steht die Stadt für *das Bild einer schwülen und latent gefährlichen Exotik*²⁵⁰. Schanghai ist deshalb häufig Kulisse für Kriminalromane und auch in Huelsenbecks Roman „China frißt Menschen“ vollzieht sich der endgültige Untergang der Protagonisten in Schanghai.

Im Gefolge der am Buchmarkt äußerst erfolgreichen Reiseberichte aus den unwirtlichen Grenzregionen Chinas von Sven Hedin (1865-1952), Wilhelm Filchner (1877-1957) u.a. begannen sich Schriftsteller zahlreicher Abenteuerromane für die entlegenen Regionen Chinas, wie Xinjiang und Tibet zu interessieren. In diesen Texten treten Angehörige nicht-chinesischer Minoritäten²⁵¹ als naturverbundene edle Wilde auf, die noch nicht von chinesischen Gesellschaftsstrukturen korrumpiert worden sind. In den entsprechenden Chinaromanen muss sich der westliche Reisende in der Regel durch eine unwirtliche Wüsten- oder Gebirgslandschaft durchschlagen und gegen feindlich gesonnene Völkerschaften behaupten.

Für den für die Untersuchung maßgeblichen Zeitraum von 1900-1930 ragen die Chinaromane Alfred Döblins und Richard Huelsenbecks nicht nur wegen ihrer literarischen Qualitäten heraus, auch in der Darstellung Chinas unterscheiden sich die Werke der beiden Schriftsteller von anderen Schriften aus dem selben Zeitraum. Zwar sind auch Döblin und Huelsenbeck befangen von weit verbreiteten Vorstellungen über China, jedoch werden die gängigen Chinabilder nicht unreflektiert weitergegeben und keine eindeutigen Urteile über China ausgesprochen. Der Chinese in diesen Romanen ist nicht Studienobjekt für den westlichen Leser, sondern tritt als Mensch mit Schwächen und Stärken, Träumen und Hoffnungen auf, die denen der Europäer gar nicht so unähnlich sind.

²⁵⁰ Zhang: *China als Wunsch und Vorstellung*. S. 71

²⁵¹ Die Chinesen bezeichnen sich zur Unterscheidung von anderen Völkerschaften als Han (漢).

6. Schlusswort

Ziel dieser Arbeit ist es nicht, einseitige Schuldzuweisungen zu formulieren oder Fehler in der Rezeption fremder Kulturen aufzuweisen und mit einer „Realität“ zu kontrastieren. Möglicherweise ist das Bild vom vermeintlich „Fremden“ eine notwendige gedankliche Vereinfachung, die den Umgang damit erst ermöglicht. Selbst in Zeiten der „Globalisierung“ sind Bilder vom Anderen deshalb immer noch gang und gäbe und sogar der Experte unserer Tage wird sich selbstkritisch eingestehen müssen, dass er nur mit einem Abbild der niemals vollständig erfassbaren Realität arbeitet. Wichtig jedoch ist, sich die Mangelhaftigkeit der herrschenden gedanklichen Konzepte ständig vor Augen zu halten und bereit zu sein, bestehende Beschränkungen in der Vorstellungskraft zu sprengen oder zu überschreiten.

Die Geschichte hat vielfach bewiesen, welche katastrophalen Folgen und welche zerstörerische Wirkung unreflektiert verbreitete Bilder vom Fremden im Diskurs zwischen den Kulturen bewirken können. Rassismus und selbst Genozid können die Langzeitfolgen einer gewissenlosen Beschäftigung mit fremden Kulturen sein. Die Erforschung der Vorstellungen vom Fremden kann dem entgegenwirken, indem sie im Verborgenen bestehende Vorurteile und Stereotypen feststellt und nach deren Ursachen fragt. Es sind nicht einzelne Personen oder Ideologien, die Fremd- und Feindbilder konstruieren sondern die gesamte Medienindustrie einschließlich der Literatur sind beteiligt an der Verbreitung dieser Vorstellungen, wie schon Karl May in Bezug auf das deutsche Chinabild festgestellt hat.

Von den ersten Kinderschuhen an hat man durch alle Klassen der Volks- und höheren und höchsten Schulen über die Chinesen nichts Anderes gehört, als daß sie wunderlich gewordene, verschrobene Menschen seien, über welche die Weltgeschichte schon längst den Fluch der Lächerlichkeit ausgesprochen habe. In unzähligen Büchern, Zeitungen und sonstigen Veröffentlichungen wird dieses billige Urteil breiter und immer breiter getreten; man atmet es ein; man schluckt es hinunter; es wird mit in Chymus und Chylus verwandelt; es geht auf die Knochen, in Fleisch und in Blut über und bildet ein so unausrottbares Bestandteil unserer geistigen Existenz, daß wir gar nicht auf den Gedanken kommen, zu fragen, ob es ein wahres und also berechtigtes sei.²⁵²

²⁵² vgl Fußnote 48, S. 29.

Glücklicherweise sind heutzutage bereits viele stereotype Vorstellungen vom Fremden berichtigt und zahlreiche Vorurteile bzw. Missverständnisse, die die west-östlichen Kontakte belasteten, ausgeräumt worden. Dennoch gilt es, noch zahlreiche Hindernisse zu überwinden um ein besseres Verständnis der asiatischen Kulturen entwickeln zu können. In diesem Sinne möchte ich mich den Worten Adrian Hsias anschließen und auf eine differenzierte deutschsprachige Chinaliteratur hoffen:

Heute fahren immer mehr Schriftsteller nach China, aber sie fahren hin mit vorgeprägten Konzepten, die im Meta-China zu finden sind. Es ist durchaus noch das ideelle Gerüst, das das neue China-Verständnis einschränkt, aber das ebenfalls durch neue Erkenntnisse bereichert wird. Das reale China gibt durch die Modernisierungspolitik viele Impulse für neue China-Diskurse, vor allem in den Medien, die zum Meta-China beitragen. [...] Eines Tages wird Chinesien vielleicht [sic] die Nachfolge des *Japonisme* antreten können, denn im Verständnis des Westens gehört Japan seit vielleicht den sechziger Jahren nicht mehr zu den orientalischen Gesellschaften.²⁵³

²⁵³ Hsia: *Zur Typologie des anderen China mit besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts*. S. 48.

7. Literaturnachweis

7.1. Primärliteratur

BINDER-KRIEGLSTEIN, Eugen von: *Aus dem Lande der Verdammnis*. Berlin o. J.

BINDER-KRIEGLSTEIN, Eugen von: *Zwischen Weiß und Gelb*. Berlin o. J.

DÖBLIN, Alfred (unter dem Pseudonym Linke Poot): Der Rechte Weg. In: Alfred Döblin: *Der Deutsche Maskenball von Linke Poot. Wissen und Verändern!* Hrsg. Hrsg. Walter Muschg; Heinz Graber. Olten, Freiburg i. B. 1972. S. 84-94.

DÖBLIN, Alfred: *Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman*. Hrsg. Walter Muschg. Olten, Freiburg i. B. 1960.

DÖBLIN, Alfred: *The living Thoughts of Confucius*. New York, Toronto 1940.

HEYKING, Elisabeth von (anonym): *Briefe, die ihn nicht erreichten*. Berlin 1904.

HEYKING, Elisabeth von: *Tagebücher aus vier Weltteilen 1886/1904*. Hrsg.: Grete Litzmann. Leipzig 1926.

HEYKING, Elisabeth von: *Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas*. Berlin 1914.

HUELSENBECK, Richard: *China frißt Menschen*. Berlin 1957.

HUELSENBECK, Richard: *Reise bis ans Ende der Freiheit. Autobiographische Fragmente*. Heidelberg 1984.

MAY, Karl: An der Tigerbrücke. In: K. M.: *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.), S. 477-607.

MAY, Karl: Der Brodnik. In: K. M.: *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.), S. 319-382.

MAY, Karl: Der Ehri. In: K. M.: *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.), S. 1-66.

MAY, Karl: Der Girl-Robber. In: K. M.: *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.), S. 383-476.

MAY, Karl: Der Kiang-lu. In: K. M.: *Am Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Carl May*. Freiburg i. B. 1894. (= Carl May's gesammelte Reiseromane XI.), S. 67-318.

- MAY, Karl: Der schwarze Mustang. In: K. M.: *Der Schwarze Mustang. Reprint der Karl-May-Gesellschaft*. [Reprint der ersten Zeitschriftenausgabe aus „Der Gute Kamerad“, XI. Jahrgang, Heft 1-28, Stuttgart 1896/97] Hamburg 1991. (=KMG-Reprint der Reihe „Der Gute Kamerad“ 7), S. 13-177.
- MAY, Karl: Ein Phi-Phob. In: K. M.: *Der Schwarze Mustang. Reprint der Karl-May-Gesellschaft*. Hamburg 1991. (=KMG-Reprint der Reihe „Der Gute Kamerad“ 7), S. 251-254. Hier S. 254.
- MAY, Karl: Et in terra pax. In: *China. Schilderungen aus Leben und Geschichte Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik*. Hrsg. Joseph Kürschner. Leipzig 1901. Sp. 1-284 (Dritte Abteilung).
- MAY, Karl: *Kong-Kheou, das Ehrenwort. Der blau-rote Methusalem. Erzählung*. Nördlingen 1988. (= Karl Mays Werke. Abt. III, Erzählungen für die Jugend 2)
- MAY, Karl: *Und Friede auf Erden!* Freiburg i. B. 1904. (= Karl May's gesammelte Reiseerzählungen XXX.)
- MAY, Karl: o.T. [Brief vom 2. Nov. 1894] In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 71, Jg. 19, Feb. 1987. S. 25-26.

7.2. Chinaromane bis 1940 nach ihrer Erstauflage im Kurzzitat

- ARNOLD, Dr.: *Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses oder die Totenmauer von Peking. Sensations-Roman aus der Gegenwart*. Berlin 1900.
- BAUM, Vicki: *Hotel Shanghai*. Amsterdam 1939.
- BENDER, Edgar: *Elvira, die Chinesenbraut oder durch Himmel und Hölle in China. Die neuesten Zeitereignisse nach Berichten eines jungen Missionars, geschildert von Edgar Bender*. Dresden 1900/01.
- BINDER-KRIEGLSTEIN, Eugen von: *Aus dem Lande der Verdammnis*. Berlin 1909.
- BIRKHÄUSER, Ernst Adolf: *Das Mädchen von Schanghai*. Leipzig 1938.
- BRUNNGRABER, Rudolf: *Opiumkrieg*. Berlin 1939.
- CONRAD, Michael Georg: *In purpurner Finsternis. Roman-Improvisation aus dem 30. Jahrhundert*. Berlin 1895.

- CONSTEN, Hermann: *Der Kampf um Buddhas Thron*. Berlin 1925.
- DIEBOLD, Bernhard: *Das Reich ohne Mitte*. New York; Zürich 1938.
- DOMINIK, Hans: *Der Befehl aus dem Dunkel*. Berlin 1935.
- DOMINIK, Hans: *Die Spur des Dschingis-Kahn*. Berlin 1923.
- DÖBLIN, Alfred: *Die drei Sprünge des Wang-lun*. Berlin 1915.
- EGGERS, Kurt: *Herz im Osten. Der Roman Litaipes des Dichters*. Stuttgart; Berlin 1935.
- ENZBERG, Eugen von: *Drachenbrut. Anteilnahme Deutschlands an den Kämpfen in China*. Berlin 1901.
- ENZBERG, Eugen: *Krieg in China. Land und Leute in China und die Expeditionen der vereinigten Mächte 1900/1901. Der reiferen Jugend erzählt*. 1901.
- ENZBERG, Eugen: *Tim der Abtrünnige. Der Kampf des Bundes „Zwanzig gegen fünf“. Eine Geschichte über Land und Leute in China. Der reiferen Jugend erzählt*. 1913.
- EWES, Fritz (Pseud. für Eugen Walther Fritz Schmidt): *Ting, der „nur flüsternd Genannte“*. Roman eines chinesischen Napoleon, der keinen Chronisten fand. Leipzig 1938.
- FABER, Hans Georg: *Die letzte Liebe des Kaisers Hüan Dsung*. Dresden 1926.
- FELSING, Otto: *Gert Janssens China-Fahrten. Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen*. München 1901.
- FIGDOR, Karl: *Der Schatz des Dschinghis Ghan. Eine Abenteuergeschichte aus unseren Tagen*. Dresden 1929.
- FRANK, Josef Maria: *Kleines Fräulein aus China*. Wien 1932.
- GMELIN, Otto: *Temudschin, der Herr der Erde*. Jena 1925.
- GRAUTOFF, Ferdinand (Pseud. Parabellum; Seestern): *Fu, der Gebieter der Welt*. Leipzig 1925.
- HANSTEIN, Otfried von: *Beim Großkhan der goldenen Horde. Die Reisen und Erlebnisse des Venetianers Marco Polo in Asien und am Hofe des Mongolen-Großkhans Chubilai in Kambalu (Peking) im 13. Jahrhundert*. Leipzig 1926.
- HARDER, Agnes (Pseud. für Wörishöffer): *Wider den gelben Drachen. Abenteuer und Fahrten zweier deutscher Jünglinge im Lande der Boxer*. Bielefeld 1900.
- HEYKING, Elisabeth von: *Briefe, die ihn nicht erreichten*. Berlin 1902.
- HEYKING, Elisabeth von: *Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas*. Berlin 1914.

HUELSENBECK, Richard: *China frißt Menschen*. Zürich; Leipzig 1930.

JACQUES, Norbert: *Der Kaufherr von Shanghai*. Berlin 1925.

KARLIN, Alma Maximilian: *Der Götze*. Potsdam 1932.

KARLIN, Alma Maximilian: *Mein kleiner Chinese*. Dresden 1921.

KELLERMANN, Bernhard: *Jang-tsze-kiang. Eine Erzählung*. Berlin 1934.

KERN, Maximilian (Pseud. Beowulf): *Das Auge des Fo*. Stuttgart 1905.

KERN, Maximilian (Pseud. Beowulf): *Unter der Klaue des Drachen. Eine Geschichte aus Tibet*. Wien 1909.

KERN, Maximilian (Pseud. Beowulf): *Unter Mongolen und Wilden*. Stuttgart 1921.

KÜAS, Richard: *Die Wacht im fernen Osten*. Berlin 1915.

KÜCHLER, Kurt: *Die letzten Tage von Tsingtau*. Heilbronn 1916.

LANGNER, Ilse (Pseud. für Ilse Siebert): *Die purpurne Stadt*. Berlin 1937.

LEDERER Joe: *Fanfan in China. Ein Roman für die Jugend*. Wien; Leipzig; Olten 1938.

LEDERER Joe: *Blatt im Wind*. Wien 1936.

LENT, Gertrud: *Der Wels. Eine chinesische Liebesgeschichte*. Leipzig; Berlin 1922.

LEOFF, Friedel (Pseud. Six): *Der Teufel von Schanghai*. Leipzig 1938.

LINDENBERG, Paul: *Fritz Vogelsang. Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschou*. Berlin 1898.

LINDENBERG Paul: *Fritz Vogelsangs Kriegsabenteuer in China*. Berlin 1901.

LÖHNDORFF, Ernst Friedrich (Pseud. für Peter Tondo): *Unheimliches China*. Bremen 1934.

LÖHNDORFF, Ernst Friedrich (Pseud. für Peter Tondo): *Yangtsekiang. Ein Chinaroman*. Bremen 1940.

LÖHNDORFF, Ernst Friedrich (Pseud. für Peter Tondo): *Der Narr und die Mandelblüte*. Bremen 1935.

MADER, Friedrich Wilhelm: *Von Hankou bis zum Kükunor. Kapitän Münchhausens Abenteuer auf einer Reise durch China nach Tibet*. Stuttgart 1930.

MARSCHALL, Hans: *Die Truhe aus Peking*. Berlin 1940.

MAY, Karl: *Der Kiang-lu*. Regensburg 1880.

MAY, Karl: *Kong-Kheou, das Ehrenwort*. Stuttgart 1888/89.

MAY, Karl: *Et in terra pax*. Berlin 1901.

MECKAUER, Walter: *Die Bücher des Kaisers Wutai*. Berlin 1928.

- MEISTER, Friedrich: *Hung Li Tscheng oder Der Drache am Gelben Meer. Eine Erzählung für die reifere Jugend und das deutsche Haus.* Leipzig 1900.
- MESCHWITZ, Heinrich: *Boxer und Blaujacke. Eine Kriegsgeschichte aus China.* Dresden; Leipzig 1900.
- NORD, F. R.: *Das Land ohne Lachen. Eine Erzählung aus Chinesisch-Turkestan.* Stuttgart 1921.
- OSSENDOWSKI, Ferdinand: *Hinter Chinas Mauern.* Dresden 1929.
- PERSICH, Walter (Pseud. für Christoph Walter Drey): *Die Entscheidung fällt in Schanghai.* Leipzig 1937.
- PERSICH, Walter (Pseud. für Christoph Walter Drey): *Der letzte Zug nach Schanghai. Roman aus kriegerischer Zeit.* Berlin 1939.
- PITTIONI, Hans: *Ost über West.* Wien 1924.
- PLÜSCHOW, Gunther: *Die Abenteuer des Fliegers von Tsingtau. Meine Erlebnisse in drei Erdteilen.* Berlin 1916.
- REINHARDT: *Die Matrosenbraut oder die Menschenschlächter von China. Roman nach Thatsachen aus unseren Tagen von Kapitänleutnant Reinhardt.* Dresden 1900.
- ROBER, Karl (Pseud. für Karl Martin): *Die Experimente des Dr. Wan-Schi-Tin.* Leipzig 1936.
- ROEHLER, Reinhard: *Im Schatten der Piraten. Gefährvolle Erlebnisse in chinesischen Gewässern.* Stuttgart 1930.
- SALZMANN, Erich von: *Das Geheimnis des Nashornbechers. Roman aus dem heutigen China.* München 1929.
- SALZMANN, Erich von: *Yü Fong, der Nephrit-Phönix. Chinesischer Revolutionsroman.* Stuttgart; Berlin; Leipzig 1926.
- SALZMANN, Erich von: *Zeitgenosse Fo springt über den Schildkrötenstein.* Berlin 1927.
- SALZMANN, Erich von: *Yolanthe Lewenegg reitet den roten Drachen.* Leipzig 1932.
- SCHMIDTBONN, Wilhelm: *Hüliü. Roman einer chinesischen Tänzerin.* Potsdam 1937.
- SCHNEDITZ, Gilbert: *Göttin Tschang. Untergang einer Dynastie.* Wien; Leipzig 1940.
- SEMERAU, Alfred (auch Semrau): *Die Perlen des Chinesen. Roman eines Ruhelosen.* Berlin 1929.
- SIEN, Oswald Arnold von (Pseud.): *Taian, der große Frieden. Ein chinesischer Roman.* Frankfurt a. M. 1922.

- SPILLMANN, Joseph: *Die Brüder Yang und die Boxer. Erzählung aus den jüngsten Wirren in China.* Freiburg i. B. 1903.
- STAEL-HOLSTEIN, L. von: *Wang hgan-shé, Chinas Reformier.* Dresden 1901.
- STANLEY, Sir John: *Prinz Tuan, der geheimnisvolle Kaiser von China oder die Giftmischerin von Peking. Schicksal eines deutschen Mädchens im Wunderland China. Chinesisch-deutscher Sensationsroman.* Dresden 1900/01.
- STENZ, Georg Maria: *Ins Reich des Drachen unter Banner des Kreuzes.* Ravensburg 1906.
- STICKELBERGER, Emanuel: *Der Reiter auf dem fahlen Pferd, ein Buch vom Mongolen Dschinghis-Kahn und seinem abendländischen Gegenspieler.* Stuttgart 1938.
- TANERA, Karl: *Der Freiwillige des „Iltis“.* Leipzig 1899.
- TANERA, Karl: *Aus der Prima nach Tientsin.* Leipzig 1901.
- THELEMANN, Max: *Der Friede des Dalai Lama. Roman aus dem 3. christlichen Jahrtausend.* Nürnberg 1931.
- TRELLER, Franz: *Hung-Li.* Stuttgart 1905.
- ULAR, Alexander (Alexander Ferdinand Uhlemann): *Die gelbe Flut. Ein Rassenroman.* Frankfurt a. M. 1907.
- UZARSKI, Adolf: *Tun-Kwang-Pipi. Erlebnisse und Abenteuer der Expedition nach Europa, nebst einem Bericht des Herrn Gustav Hesser im Anhang. Aufgefunden und illustriert.* Potsdam 1924.
- WALTER, Robert: *Tschingtau unterm Feuer.* Weimar 1915.
- WATERBOER, Heinz: *Das mongolische Abenteuer.* München 1940.
- WATERBOER, Heinz: *Der Bambus blüht.* Berlin 1937.
- WATERBOER, Heinz: *Im Banne Dschingis-Kahns. Auf die Spuren einer Forschungreise zum Grabmal des großen Reiters.* Berlin 1939.
- WINDECKER, Carl Otto: *Abenteuer in Schanghai. Kriminal-Roman.* Berlin 1939.

7.3. Sekundärliteratur

- AHN Jin-Tae: *Östliche Weisheit, Tiefenpsychologie und Androgynie in deutscher Dichtung*. Frankfurt a. M. 1991. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1225)
- AURICH, Ursula: *China im Spiegel der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*. Berlin 1935. (= Germanische Studien 169)
- BAE Ki-Chung: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. Marburg 1999. (= Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag; Reihe Germanistik 5)
- BALL, Hugo: *Die Flucht aus der Zeit*. Zürich 1992.
- BALL-HENNINGS, Emmy: *Hugo Ball. Sein Leben in Briefen und Gedichten. Mit einem Vorwort von Hermann Hesse*. Frankfurt a. M. 1991.
- BARTSCH, Ekkehard: „Und Friede auf Erden!“. Entstehung und Geschichte. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1972/73*. S. 93-122.
- BAUER, Wolfgang: Die Rezeption der chinesischen Literatur in Deutschland und Europa. In: *Ostasiatische Literaturen*. Hrsg. Günther Debon. Wiesbaden 1984. (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 23), S. 159-192.
- BAUER, Wolfgang (Hrsg.): *Richard Wilhelm. Botschafter zweier Welten*. Düsseldorf; Köln 1973.
- BAUER, Wolfgang: *Tsingtau 1914 bis 1931. Japanische Herrschaft, wirtschaftliche Entwicklung und die Rückkehr der deutschen Kaufleute*. München 2000.
- BERGER, Willy Richard: *China-Bild und China-Mode im Europa der Aufklärung*. Köln; Wien 1990. (= Literatur und Leben; Neue Folge 41)
- BIEG, Lutz: Der deutsch-chinesische Literaturaustausch im 20. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 1986, 36 Jg., 3. Vj. S. 333-337.
- BIEG, Lutz: Zu den M-KMG Nr. 114. „Der Name des Kaisers von China“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 116, Jg. 30, Juni 1998. S. 31-32.
- BORMANN, Alexander von; Glaser, Horst Albert (Hrsg.): *Weimarer Republik-Drittes Reich: Avantgardismus, Parteilichkeit, Exil 1918-1945*. Hamburg 1983. (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 9)
- CAI Hongjun (Hrsg.): *Neue Forschungen chinesischer Germanisten in Deutschland. Akten der Kolloquien des Chinesischen Germanistenverbandes in Deutschland, Frankfurt am*

- Main (1994) und München (1995)*. Frankfurt a. M. 1997. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1613)
- CHEN Chuan: *Die chinesische schöne Literatur im deutschen Schrifttum*. Diss. Kiel 1933.
- COLLINS, John H.: *A Chinese Story from a Berlin Practice. Alfred Döblin's Narrative Technique in Die drei Sprünge des Wang-lun*. Stuttgart 1990. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 235)
- DEBON, Günther: *China zu Gast in Weimar. 18 Studien und Streiflichter*. Heidelberg 1994.
- DEBON, Günther (Hrsg.): *Ostasiatische Literaturen*. Wiesbaden 1984. (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 23)
- DEBON, Günther: *So der Westen wie der Osten. 13 Kapitel zur Dichtung, Kunst und Philosophie in Deutschland und China*. Heidelberg 1996.
- DEMEL, Walter: *China in the Political Thought of Western and Central Europe, 1570-1750*. In: *China and Europe. Images and Influences in Sixteenth to Eighteenth Centuries*. Hrsg. Thomas H. C. Lee. Hong Kong 1991. S. 45-64.
- DENKLER, Horst: *Von chinesischen Pferden und deutschen Missionaren. China in der deutschen Literatur – deutsche Literatur für China*. In: *The German Quarterly* 1, 1987, Bd. 60. S. 377-387.
- DIECKMANN, Roy: „...und braucht auch nicht vor den Rätseln der Sphinx zu bangen“. *Geschichte und Revolution in Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘*. In: *Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘*. Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 272-292.
- DSCHEG Fang-hsiung: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ als Spiegel des Interesses moderner deutscher Autoren an China*. Frankfurt a. M. 1979. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 305)
- DURRANI, Osman: *Shen Te, Shui Ta, and Die drei Sprünge des Wang-lun*. In: *Oxford German Studies* 12, 1981. S. 111-121.
- DYSERINCK, Hugo: *Komparatistik. Eine Einführung*. Bonn 1991 (3.Aufl.). (= Aachener Beiträge zur Komparatistik 1)
- EPKES, Gerwig: *„Der Sohn hat die Mutter gefunden...“*. *Die Wahrnehmung des Fremden in der Literatur des 20. Jahrhunderts am Beispiel Chinas*. Würzburg 1992. (= Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften; Reihe Literaturwissenschaft 79)

- EWERS, Hanns Heinz: Zum Geleit. In: Eugen von Binder-Krieglstein: *Aus dem Lande der Verdammnis*. Berlin o. J. S. 7-10.
- FABRITZEK, Uwe G.: *Gelber Drache Schwarzer Adler*. München; Gütersloh; Wien 1973.
- FALK, Walter: Der erste moderne deutsche Roman. „Die drei Sprünge des Wang-Lun“ von Alfred Döblin. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 89, 1970. S. 510-531.
- FAN Jieping: *Literatur als Weltbegegnung. Auseinandersetzung mit der Hermeneutik der Fremde am Beispiel ausgewählter Prosa von Alfred Döblin und Robert Walser*. Essen 1997. (= Literaturwissenschaft in der Blauen Eule 18)
- FANG Weigui: *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie*. Frankfurt a. M. 1992. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1356)
- FANG Weigui: Die Seele Chinas: Eine Mystifikation. Über Genese und Merkmale der kollektiven Vorstellungen vom anderen Land. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 99-114.
- FEE Zheng: *Alfred Döblins Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“*. Eine Untersuchung zu den Quellen und zum geistigen Gehalt. Frankfurt a. M. u.a. 1991. (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft; Reihe B, 49)
- FELBERT, Ulrich von: *China und Japan als Impuls und Exempel. Fernöstliche Ideen und Motive bei Alfred Döblin, Bertold Brecht und Egon Erwin Kisch*. Frankfurt a. M. 1986. (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 9)
- FISCHER, Manfred S.: *Nationale Images als Gegenstand Vergleichender Literaturgeschichte. Untersuchungen zur Entstehung der komparatistischen Imagologie*. Bonn 1981. (= Aachener Beiträge zur Komparatistik 6)
- FINDEISEN, Raoul David: Vier westliche Philosophen in China. Dewey und Russell, Bergson und Nietzsche. In: *minima sinica* 1, 1992. S. 1-36.
- FRANKE, Wolfgang: *China und das Abendland*. Göttingen 1962.
- GATHGE, Roderich: Die Naturphilosophie Alfred Döblins. Begegnungen mit östlicher Weisheit und Mystik. In: *Internationale Alfred Döblin-Kolloquien*. Hrsg. Werner

- Stauffacher. Marbach a. N. 1984-1985, 1985. S. 16-29. (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, Bd. 5)
- GAUß, Karl-Markus: Von Barbaropa nach China – Albert Ehrenstein und die chinesische Literatur. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 1986, 36 Jg., 3. Vj. S. 395-398.
- GEIGER, Heinrich: Die Grenze zwischen Wort und Bild. Die Rezeption Lao Zis unter deutschen Künstlern und Kunsttheoretikern des 20. Jahrhunderts. In: *minima sinica* 2, 1997. S. 17-37.
- GEIGER, Wolfgang: „Spärlich ist die Zahl der Meister“. Zur Buddha-Rezeption in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: *minima sinica* 2, 1994. S. 62-108.
- GOLLWITZER, Heinz: *Die Gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagworts. Studien zum imperialistischen Denken*. Göttingen 1962.
- GRÜNDER, Horst (Hrsg.): „...da und dort ein junges Deutschland gründen“. *Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. München 1999.
- GUIRGUIS, Fawzy D.: *Bild und Funktion des Orients in Werken der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts*. Diss. Berlin 1972.
- GÜNTHER, Christiane C.: *Aufbruch nach Asien. Kulturelle Fremde in der deutschen Literatur um 1900*. München 1988.
- HAMMITZSCH, Horst: Ostasien und die deutsche Literatur. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. Wolfgang Stammer, Bd. 3. Berlin 1962. S. 599-612.
- HAN Bok Hie: *Döblins Taoismus. Untersuchungen zum 'Wang-lun'-Roman und den frühen philosophisch-poetologischen Schriften*. Diss. Göttingen 1992.
- HAN Ruixin: *Die China-Rezeption bei expressionistischen Autoren*. Frankfurt a. M. 1993. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1421)
- HARTH, Dietrich: Über die Bestimmung kultureller Vorurteile, Stereotypen und *images* in fiktionalen Texten. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 17-42.
- HATZIG, Hansotto: Et in terra pax – Und Friede auf Erden. Karl Mays Textvarianten. In: *Jahrbuch der Karl-May Gesellschaft* 1972/73. S. 144-170.
- HEINEMANN, Erich: o.T. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 12, Juni 1972. S. 1-2.
- HERDER, Johann Gottfried: China. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In: *Deutsche Denker über China*. Hrsg. Adrian Hsia. Frankfurt a. M. 1985. S. 117-134.

- HEUER, Susan: Schilderungen mit Wahrheitsanspruch – Zum Chinabild um die Jahrhundertwende am Beispiel der Reisebeschreibung Ernst von Hesse-Warteggs. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 119-164.
- HOFFMANN, Johannes: *Stereotypen Vorurteile Völkerbilder in Ost und West – in Wissenschaft und Unterricht. Eine Bibliographie*. Wiesbaden 1986. (= Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 1)
- HSIA, Adrian: Bertolt Brechts Rezeption des Konfuzianismus, Taoismus und Mohismus im Spiegel seiner Werke. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 1986, 36 Jg., 3. Vj. S. 350-360.
- HSIA, Adrian: Chinesien. Zur Typologie des anderen China in der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts. In: *Arcadia* 25, 1990. S. 44-65.
- HSIA, Adrian (Hrsg.): *Kafka and China*. Bern 1996. (= Euro-Sinica 7)
- HSIA, Adrian (Hrsg.): *The Vision of China in the English Literature of the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. Hongkong 1998.
- HSIA, Adrian: Zur Typologie des anderen China mit besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 17-48.
- ITALIAANDER, Rolf: Richard Huelsenbeck und Hamburg. In: *Richard Huelsenbeck*. Hrsg. Richard Sheppard. Hamburg 1982. (= Hamburger Bibliographien 22), S. 7-27.
- JESPERSEN, T. Christopher: *American images of China, 1931-1949*. Stanford, California 1996.
- JIAN Ming: Europäisierung, Subjektivierung und Erotisierung – Chinesische Liebeslyrik in deutschen Nachdichtungen. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 219-244.
- JIAN Ming: *Expressionistische Nachdichtungen chinesischer Lyrik*. Frankfurt a. M. 1990. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1210)
- KAMINSKI, Gerd: *Der Boxeraufstand – entlarvter Mythos*. Wien 2000. (= Berichte des Ludwig Boltzmann Instituts für China- und Südostasienforschung 38)

- KAMINSKI, Gerd; UNTERRIEDER, Else: *Von Österreichern und Chinesen*. Wien 1980. (= Berichte des Ludwig Boltzmann Instituts für China- und Südostasienforschung 13)
- KAMINSKI, Gerd; UNTERRIEDER, Else: *Wäre ich Chinese, so wäre ich Boxer. Das Leben an der k. und k. Gesandtschaft in Peking in Tagebüchern, Briefen und Dokumenten*. Wien; Zürich 1989. (= Berichte des Ludwig Boltzmann Instituts für China- und Südostasienforschung 28)
- KAPFER, Herbert; EXNER Lisbeth (Hrsg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck 1996.
- KARL May und die Chinesische Sprache. Chinesische Vokabelliste von Karl May. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1997. S. 52-71.
- KEINDORF, Gudrun: „Die ‚Yin‘ sei unser Märchenschiff“. Zur Topographie und Topologie einer Märchen- und Seelenlandschaft. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 293-316.
- KIM Kwangsoo: *Das Fremde-Die Sprache-Das Spiel. Eine Komparatistische Studie zur Taoismusrezeption in Deutschland – Novalis, Hermann Hesse, Hugo Ball*. Diss. Seoul 1999.
- KITTSTEIN, Werner: „Ach was Chinese! Er ist ja gar keiner! Sondern ein Gentleman...“. Imperialistische Tendenzen in Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 237-271.
- KITTSTEIN, Werner: Ein Buch ist so gut wie sein Anfang. ‚Kong-Kheou, das Ehrenwort‘ alias ‚Der blau-rote Methusalem‘. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1994. S. 212-246.
- KOCH, Ekkehard: „Jedes irdische Geschöpf hat eine Berechtigung zu sein und zu leben“. Zum Verhältnis von Karl May und Johann Gottfried Herder. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1981. S. 166-206.
- KOCH, Ekkehard: „Soll es etwa so weit kommen, daß der ganze Orient unter den Hufen des Occidentales liegt?“. Zum zeitgeschichtlichen Hintergrund von ‚Und Friede auf Erden!‘. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 145-189.

- KOJIMA Hajime: Bemerkungen zu Alfred Döblins Roman 'Die drei Sprünge des Wang-lun'.
In: *Internationale Alfred Döblin-Kolloquien*. Hrsg. Werner Stauffacher. Marbach a. N. 1984-1985, 1985. S. 10-15. (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, Bd. 5)
- KOPPEN, Erwin: Karl May und China. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1986. S. 69-88.
- KOSCIUSZKO, Bernhard: Illusion oder Information? China im Werk Karl Mays. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1988. S. 322-340.
- KOSCIUSZKO, Bernhard: Illusion oder Information? II. China im Werk Karl Mays. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1989. S. 146-177.
- KRAUSKOPF, Peter: Die Heldenrevision in Karl Mays Reiseerzählungen 'Und Friede auf Erden' als Kritik am wilhelminischen Imperialismus. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 72, Jg. 19, Mai 1987. S. 3-11.
- KRENNSTETTER, Bernadette: *Das Bestreben nach Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden – Ethische Aspekte im Spätwerk Karl Mays*. Dipl. Wien 1997.
- KUO Heng-yü (Hrsg.): *Berlin und China. Dreihundert Jahre wechselvolle Beziehungen*. Berlin 1987. (= Wissenschaft und Stadt. Publikationen der Freien Universität Berlin aus Anlaß der 750-Jahr-Feier Berlins 3)
- KUO Heng-yü; LEUTNER, Mechthild (Hrsg.): *Deutsch-chinesische Beziehungen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Beiträge des Internationalen Symposiums in Berlin*. München 1991. (= Berliner China-Studien 19)
- KUO Heng-yü (Hrsg.): *Von der Kolonialpolitik zur Kooperation. Studien zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen*. München 1986. (= Berliner China-Studien 13)
- KÜRSCHNER, Joseph (Hrsg.): *China. Schilderungen aus Leben und Geschichte Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik*. Leipzig 1901.
- KÜRSCHNER, Joseph: Vorwort. In: J. K.: *China. Schilderungen aus Leben und Geschichte Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik*. Leipzig 1901. S. IX-XVI.
- LADSTÄTTER, Otto; LINHART, Sepp: *China & Japan. Die Kulturen Ostasiens*. Wien 1983.
- LANGE, Thomas: China als Metapher – Versuch über das Chinabild des deutschen Romans im 20. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 1986, 36 Jg., 3. Vj. S. 341-349.

- LANGE, Thomas: China – Fluchtort vor dem europäischen Individualismus. Über ein philosophisches und literarisches Motiv der 20er Jahre. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 49-73.
- LEE Sang-Kyong: *Ostasien und Amerika. Begegnungen in Drama und Theater*. Würzburg 1998.
- LEE Sang-Kyong: *West-östliche Begegnungen. Weltwirkung der fernöstlichen Theatertradition*. Darmstadt 1993.
- LEE, Thomas H. C. (Hrsg.): *China and Europe. Images and Influences in Sixteenth to Eighteenth Centuries*. Hong Kong 1991.
- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm: Vorwort zu „Novissima Sinica“. Das Neueste von China zur Erhellung der Geschichte unserer Zeit. In: *Deutsche Denker über China*. Hrsg. Adrian Hsia. Frankfurt a. M. 1985. S. 9-41.
- LEUTNER, Mechthild: Helden, ihre Kämpfe und ihre Siege – Sven Hedin und Wilhelm Filchner in China und Zentralasien. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 83-102.
- LI Changke: *Der China-Roman in der deutschen Literatur 1890-1930. Tendenzen und Aspekte*. Regensburg 1992 (= Theorie und Forschung 209, Literaturwissenschaft 12)
- LIÄ Dsi. *Das wahre Buch vom quellenden Urgrund*. Düsseldorf und Köln 1967. (=Diederichs gelbe Reihe 28)
- LIDE, Francis: The Episode of the Three Leaps in Alfred Döblin's Die Drei Sprünge des Wang-lun. In: *Rice University Studies* 55, 3, 1969. S. 143-148.
- LIEBLANG, Helmut: „...ein Lao-pung-khao und ein Lao-pung-dam...“. Eine Quelle zu Karl Mays „Ein Phi-Phob“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 115, Jg. 30, März 1998. S. 18-22.
- LINHART, Sepp; PILZ, Erich u.a. (Hrsg.): *Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Wien 1999.
- LIU Shanzhang: Die Besetzung Jiaozhous durch das Deutsche Reich und die Herausbildung einer deutschen Einflußsphäre in Shandong. In: *Von der Kolonialpolitik zur Kooperation*.

- Studien zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen.* Hrsg. Kuo Heng-yü. München 1986. (= Berliner China-Studien 13), S. 35-62.
- LIU Weijian: *Die daoistische Philosophie im Werk von Hesse, Döblin und Brecht.* Bochum 1991. (= Chinathemen 59)
- LIU Weijian: Vom „jungen Deutsch-China“ zum „heiligen Boden des Verständnisses“. Tsingtau (Qingdao) im Spiegel der deutschen Literatur. In: *Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914.* Hrsg. Hans Martin Hinz, Christoph Lind. Eurasburg 1998. S. 191-195.
- LOWSKY, Martin: Im Wüstenwind. Entfaltung und Überwindung des Abenteuer-Erzählens in Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 215-237.
- LUO Zhonghua: *Alfred Döblins „Die drei Sprünge des Wang-lun“, ein chinesischer Roman?* Frankfurt a. M. 1991. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1282)
- MA Jia: *Döblin und China. Untersuchung zu Döblins Rezeption des chinesischen Denkens und seiner literarischen Darstellung Chinas in „Drei Sprünge des Wang-lun“.* Frankfurt a. M. 1993. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 1, 1394)
- MACKERRAS, Colin: *Western Images of China.* New York 1989.
- MEYER, Jochen: *Alfred Döblin 1878-1978. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum.* Marbach am Neckar 1998 (4. Aufl.). (= Marbacher Kataloge 30)
- MÖLLER, Hans-Georg: Drei Juden und ein Chinese. Franz Kafka, Franz Rosenzweig, Walter Benjamin und Konfuzius. In: *minima sinica* 2, 1994. S. 55-61.
- MOTSCH, Monika: *Ezra Pound und China.* Heidelberg 1976. (= Heidelberger Forschungen 17)
- MÜLLER, Götz: *Gegenwelten. Die Utopie in der deutschen Literatur.* Stuttgart 1989.
- MÜLLER-SALGET, Klaus: *Alfred Döblin. Werk und Entwicklung.* Bonn 1988². (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur 22)
- MUSCHG, Walter: Nachwort des Herausgebers. In: *Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman.* Hrsg. Walter Muschg. Olten; Freiburg i. B. 1960. S. 481-502.

- NAQUIN, Susan: *Shantung Rebellion. The Wang Lun Uprising of 1774*. New Haven; London 1981.
- NEDER, Christina: Rezeption der Fremde oder Nabelschau? Historisch-quantitative Bestandsaufnahme literarischer Übersetzungen aus dem Chinesischen im deutschsprachigen Raum. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 612-626.
- Das NEUE Chinesisch-Deutsche Wörterbuch. Xin Han De Cidian*. Peking 1985.
新漢德詞典
- NIEHAUS, Michael: Was heißt hier Ich? Die Ich-Funktion in Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘. In: *Karl Mays ‚Und Friede auf Erden!‘* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 190-214.
- NING Ying: China und Elias Canetti. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 151-161.
- OSTERHAMMEL, Jürgen: *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*. München 1989.
- OSTERHAMMEL, Jürgen: *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*. München 1998.
- OSTERHAMMEL, Jürgen: *Shanghai, 30. Mai 1925. Die chinesische Revolution*. München 1997. (= 20 Tage im 20. Jahrhundert)
- PINNOW, Jürgen: Zu dem Ausdruck ‚Tau-ma‘. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 81, Jg. 21, Sept. 1989. S. 42-43.
- PLACHTA, Bodo: Fremdenführerprosa. China als Reiseland bei Michael Krüger, Günter Grass und Adolf Muschg. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 165-186.
- PLAUL, Hainer: *Illustrierte Karl May Bibliographie*. München; London; New York; Paris 1989.

- POHL, Karl-Heinz: Spielzeug des Zeitgeistes. Kritische Bestandsaufnahme der Daoismus-Rezeption im Westen. In: *minima sinica* 1, 1998. S. 1-23.
- POWELL, James N.: *Das Tao der Symbole. Vom wahren Wesen unserer Sprache*. München 1989. (= Diederichs gelbe Reihe 83)
- PRESTON, Diana: *Rebellion in Peking. Die Geschichte des Boxeraufstands*. Stuttgart; München 2001.
- REICHERT, Folker: „Heimat der Ballen und Fässer“. Grundzüge einer Stadtgeschichte. In: *Shanghai. Stadt über dem Meer*. Hrsg. Siegfried Englert; Folker Reichert. Heidelberg 1985. (=Heidelberger Bibliotheksschriften 17), S.41-89.
- RIGBY, Richard W.: *The May 30 Movement. Events and Themes*. Canberra 1980.
- ROSE, Ernst: *Blick nach Osten. Studien zum Spätwerk Goethes und zum Chinabild in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts*. Hrsg. Ingrid Schuster. Bern; Frankfurt a. M.; Las Vegas 1981. (= Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur 26)
- SAID, Edward W.: *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Frankfurt a. M. 1994.
- SAID, Edward W.: *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*. New York 1978.
- SCHEINHAMMER-SCHMID, Ulrich: Über die Grenze: Karl Mays Friedensroman. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 85-107.
- SCHENKEL, Martin: Ecce homo! Zum heilsgeschichtlichen Friedensmythos in Karl Mays Reiseerzählung ‚Und Friede auf Erden!‘. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 108-144.
- SCHINTZEL-LANG, Walter: Fundierte Kenntnisse oder phantasievolle Ahnungslosigkeit? Die Verwendung der chinesischen Sprache durch Karl May. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1991. S. 287-323.
- SCHINTZEL-LANG, Walter: Karl Mays chinesische Vokabelliste - ein Kommentar. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1997. S. 72-101.
- SCHMID, Bernhard; SCHMID, Lothar (Hrsg.): *In Fernen Zonen. Karl Mays Weltreisen*. Bamberg-Radebeul 1999. (= Karl May's gesammelte Werke 82)

- SCHMID, Ulrich: Ein Vortrag zwischen den Fronten. Karl May im Augsburger Schießgrabensaal, 8. Dezember 1909. In: *Jahrbuch der Karl-May Gesellschaft* 1990. S. 71-106.
- SCHMID, Ulrich: *Das Werk Karl Mays 1895-1905. Erzählstrukturen und editorischer Befund*. Ubstadt 1989. (= Materialien zur Karl-May-Forschung 12)
- SCHMIDT, Hartmut: Vom „Methusalem“ zur „Shen“. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 12, Juni 1972. S. 4-7 und 13, Sept. 1972. S. 3-6 [Fortsetzung].
- SCHMIDT-GLINTZER, Helwig: *Geschichte der chinesischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1990.
- SCHOLDT, Gunter: Hitler, Karl May und die Emigranten. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1984. S. 60-91.
- SCHRÖTER, Klaus: *Alfred Döblin mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Hamburg 1978.
- SCHUSTER, Ingrid: *China und Japan in der deutschen Literatur 1890-1925*. Bern 1977.
- SCHUSTER, Ingrid: Die drei Sprünge des Wang-lun. In: *Zu Alfred Döblin*. Hrsg. Ingrid Schuster. Stuttgart. 1980. S. 82-97. (= LGW-Interpretationen 48, Reihe Literaturwissenschaft – Gesellschaftswissenschaft)
- SCHUSTER, Ingrid: *Vorbilder und Zerrbilder. China und Japan im Spiegel der deutschen Literatur 1773-1890*. Bern 1988. (= Schweizer asiatische Studien; Monographien 6)
- SCHÜTTE, Hans-Wilm: Die akademische Etablierung der Chinawissenschaft. Mit einem Blick auf die Wissenschafts- und Kulturgeschichte. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)), S. 19-26.
- SCHWEIKERT, Rudi: ‚Der Kiang-lu‘ und der ‚Pierer‘. ‚Chinoiserien‘ aus dem Lexikon. Zu Karl Mays Quellenbenutzung. In: *Jahrbuch der Karl May Gesellschaft* 1997. S. 102-116.
- SELDEN, Elizabeth: *China in German Poetry from 1773 to 1833*. Berkeley; Los Angeles 1942. (= University of California Publications in Modern Philology 25,3)
- SHEPPARD, Richard; FÜLLER, Karin (Hrsg.): *Richard Huelsenbeck*. Hamburg 1982. (= Hamburger Bibliographien 22)
- STAHL, Frank: Sinologie und Exotismus. Ein Essay. In: *minima sinica* 1, 1995. S. 32-61.

- STREIT, Antje: Der 'französische' und der 'deutsche' Chinese. eine vergleichende Untersuchung zu den Chinaromanen Jules Vernes und Karl Mays. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1999. S. 248-269.
- SUDHOFF, Dieter, VOLLMER, Hartmut: Einleitung. In: *Karl Mays „Und Friede auf Erden!“* Hrsg. Dieter Sudhoff, Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001. (= Karl-May-Studien 6; Literatur- und Medienwissenschaft 81), S. 7-38.
- SUDHOFF, Dieter, VOLLMER, Hartmut (Hrsg.): *Karl Mays Orientzyklus*. Paderborn 1991. (= Reihe Literatur- und Medienwissenschaft 10; Karl-May-Studien Bd. 1)
- Zum THEMA China im Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1997. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 114, Jg. 29, Dez. 1997. S. 70-73.
- TRAMPEDACH, Tim: Bilder vom Fremden. Die Deutschen und China. In: *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hrsg. Helmut Martin, Christiane Hammer. Hamburg 1999. S. 81-97. (= Referate der 8. Jahrestagung 1997 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS))
- TRAUZETTEL, Rolf: Exotismus als intellektuelle Haltung. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 1-16.
- TSCHARNER, Ed. Horst von: *China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik*. München 1939.
- WALRAVENS, Hartmut: Eine chinesische Jugendschrift. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 116, Jg. 30, Juni 1998. S. 28-30.
- WALRAVENS, Hartmut: Kong-pit oder das Geisterschreiben. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 126, Jg. 32, Dez. 2000. S. 21-27.
- WALRAVENS, Hartmut: Noch einmal Karl May und China. In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 124, Jg. 32, Juni 2000. S. 29-32.
- WEIGEL, Erich: Noch immer wartet die SHEN vergebens auf Ruhe „Und Friede auf Erden!“ In: *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 112, Jg. 29, Juni 1997. S. 4-8 und 113, Jg. 29, Sept. 1997. S. 4-9 [Fortsetzung].
- WENZEL-WHITE, Erdmute: Das Ende des Theaters: Dada und die chinesische Bühne der Yüan-Dynastie. In: *Hugo Ball Almanach*. Pirmasens 1996,20. S. 1-41.

- WIEDENROTH, Hermann; WOLLSCHLÄGER, Hans: Editorischer Bericht. In: *Karl May: Kong-Kheou, das Ehrenwort. Der blau-rote Methusalem. Erzählung*. Nördlingen 1988. (= Karl Mays Werke. Abt. III, Erzählungen für die Jugend 2), S. 551-561.
- WOHLGSCHAFT, Hermann: *Große Karl May Biographie. Leben und Werk*. Paderborn 1994. (= Reihe Literatur- und Medienwissenschaft 27)
- WOLFF, Christian: Rede von der Sittenlehre der Chineser. In: *Deutsche Denker über China*. Hrsg. Adrian Hsia. Frankfurt a. M. 1985. S.42-72.
- WOLLSCHLÄGER, Hans: *Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens*. Zürich 1976.
- YUAN Zhiying: Das Deutschlandbild in der chinesischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 245-281.
- YÜ-DEMBSKI, Dagmar: „China in Berlin“, 1918-1933. Von chinesischem Alltag und deutscher Chinabegeisterung. In: *Berlin und China. Dreihundert Jahre wechselvolle Beziehungen*. Hrsg. Kuo Heng-yü. Berlin 1987. S. 117-130.
- YÜ-DEMBSKI, Dagmar: Die ferne Geliebte – China als Objekt männlichen Begehrens. In: *Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland – China im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Wolfgang Kubin. Darmstadt 1995. S. 103-118.
- ZHANG Zhenhuan: *China als Wunsch und Vorstellung. Eine Untersuchung der China- und Chinesenbilder in der deutschen Unterhaltungsliteratur 1890-1945*. Regensburg 1993. (=Theorie und Forschung 241; Literaturwissenschaft 14)
- ZHANG Zhenhuan: Das China-Verständnis bei Erich von Salzman. In: *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Adrian Hsia, Sigfrid Hoefert. Bern u.a. 1992. (= euro-sinica 3), S. 163-178.
- ZÖCH, Irene: *Orient versus Okzident. Kolonialer Diskurs in Karl Mays „Et in terra pax“ und Rudyard Kiplings „Kim“*. Dipl. Wien 2001.

7.4. Quellen und Ressourcen im Internet (13. 12. 2003)

<http://abaa.org> (online Antiquariat)

<http://karlmay.leo.org>

<http://www.alfred-doeblin.de/>

<http://www.deutsche-schutzgebiete.de>

<http://www.dhm.de/ausstellungen/tsingtau/katalog>

<http://www.gazette.de/Ehlers4.html>

<http://www.njedge.net/~knapp/FuFrames.htm>

<http://www.ruhr-uni-bochum.de/slc/rw-z.htm>

<http://www.sfb.at/index.php> (online Antiquariat)

<http://www.stub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/DKG/DKG.htm>

<http://www.zvab.com> (online Antiquariat)

8. Bildnachweis und Graphik

S. 48, „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“

<http://www.gazette.de/Ehlers4.html> (13. 12. 2002)

S. 97, Anzahl der pro Jahr erstveröffentlichten deutschsprachigen Chinaromane (1880-1940)

eigene Darstellung

9. Glossar

Chinesische Schriftzeichen (Langzeichen)	Pinyin- Transkription	Wade-Giles-Trans- kription und historische Formen	Deutsche Übersetzung bzw. Erläuterung
澳門	Aomen	Ao-men; Macao	die Stadt Macao
白蓮教	Bailianjiao	Pai-lien-chiao	Weißer-Lotus-Sekte
百日維新	Bairi weixin	Pai-jih wei-hsin	die Hundert-Tage- Reform (Juni- September 1898)
北京	Beijing	Pei-ching; Peking	die Stadt Peking
醇親王	Chun Qinwang	Ch'un Ch'in-wang; Tschun	Prinz Chun (Zaifeng) (1883-1951)
春風	Chunfeng	Ch'un-feng; bei Heyking Tschun fung	der Protagonist im Roman „Tschun“
慈禧太后	Cixi Taihou	Ts'u-hsi T'ai-hou; Tzü Hsi	Kaiserin-Witwe Cixi (1835-1908)
大沽炮臺	Dagu paotai	Ta-ku p'ao-t'ai; Taku	Dagu-Forts
道德經	Daodejing	Tao-te-ching; Tao te king, Daudedsching	„Buch der Wandlungen“, um 300 v.u.Z. zusammen- gestelltes, dem Laozi zugeschriebenes Werk
(鄧小平, 1904- 1997)	Deng Xiaoping	Teng Hsiao-p'ing	Deng Xiaoping (1904- 1997)
改革開放	gaige kaifang	kai-ko k'ai-fang	chinesische Reform- politik ab ca. 1979
共產黨	Gongchandang	Kung-ch'an-tang	Kommunistische Partei Chinas

光緒	Guangxu	Kuang-hsü; Kwang Hsü	Kaiser Guangxu (1871-1908)
廣州	Guangzhou	Kuang-chou; Kwangtschou; Kanton	die Stadt Kanton
郭沫若	Guo Moruo	Kuo Mo-jo	der Schriftsteller Guo Moruo (1892-1978)
國民黨	Guomindang	Kuo-min-tang	Nationale Volkspartei Chinas
漢	Han	Han	Han-Chinesen; ethnische Bezeichnung der Chinesen
漢語拼音	hanyu pinyin	han-yü p'in-yin	Hanyu Pinyin-Umschrift
哈爾濱	Harbin	Ha-erh-pin; Charbin	die Stadt Harbin
蔣介石	Jiang Jieshi	Chiang Chieh-shih; Chiang Kai-shek; Tschiang Kai-chek	Chiang Kai-shek (1887-1975)
膠州灣	Jiaozhouwan	Chiao-chou-wan; Kiautschou	Jiaozhou-Bucht
京劇	Jingju	Ching-chü	Peking-Oper
軍閥	junfa	chün-fa	„Warlord“ (= Bezeichnung der regionalen Machthaber zur Zeit der chinesischen Republik)
孔子	Kongzi	K'ung-tzu; Konfuzius	Konfuzius, chin. Philosoph (551-479 v.u.Z.)
苦力	kuli	k'u-li	Kuli, billige chinesische Arbeitskräfte

狂人日記	kuangren riji	k'uang-jen jih-chi	die Erzählung „Tagebuch eines Verrückten“ von Lu Xun
老子	Laozi	Lao-tzu; Laotse; Laudse; Laotius	Laozi, chin. Philosoph (lebte vermutl. zwischen 7. und 5. Jhd. v.u.Z.)
李鴻章	Li Hongzhang	Li Hung-chang	Li Hongzhang (1823-1901)
列子	Liezi	Lieh Tzu; Liä Dsi	chin. Philosoph bzw. dessen Werk (4. Jhd. v.u.Z.)
魯迅	Lu Xun	Lu Hsün	der Schriftsteller Lu Xun (1881-1936)
論語	Lunyu	Lun-yü	Im 2. Jhd. v.u.Z. zusammengestellte Gesprächsnotizen und Aussprüche des Konfuzius (孔子, Kongzi)
奈河	Naihe	Nai-ho	mythologischer Fluss in der chinesischen Unterwelt
南華真經	Nanhua zhenjing	Nan-hua chen-ching	„Das wahre Buch vom südlichen Blütenland“, dem Philosophen Zhuangzi zugeschriebenes Werk
難苦	nanku	nan-k'u	Schwierigkeit und

			Leiden
溥儀	Puyi	P'u-i	Kaiser Puyi (1906-1967)
秦朝	Qinchao	Ch'in-ch'ao	Qin-Dynastie (221-206 v.u.Z.)
清朝	Qingchao	Ch'ing-ch'ao; Dsching	Qing-Dynastie (1644-1911)
青島	Qingdao	Ch'ing-tao; Tsingtau; Tsin-tau	die Stadt Qingdao
三字經	Sanzijing	San-tzu-ching	Dreizeichenklassiker
山東	Shandong	Shan-tung; Schantung	die Provinz Shandong
施耐庵	Shi Naian	Shih Nai-an	Shi Naian
水滸傳	Shuihu zhuan	Shui-hu chuan	der chin. Roman „Die Räuber vom Liangshan-Moor“ (um ca. 1330)
孫逸仙	Sun Yixian	Sun I-hsien; Sun Yatsen	Sun Yixian (1866-1925); alternative Schreibung: Sun Zhongshang
孫中山	Sun Zhongshan	Sun Chung-shan	vgl. Sun Yixian
太平天國之亂	Taiping tianguo zhiluan	T'ai-p'ing t'ien-kuo chih-luan	Taiping-Aufstand
天安門廣場	Tiananmen guangchang	T'ien-an-men kuang-ch'ang	Der Platz des Himmlischen Friedens in Peking
天津	Tianjin	T'ien-chin; Tientsin	die Stadt Tianjin
王倫	Wang Lun	Wang Lun	Wang Lun (?-1774)
文化革命	Wenhua geming	Wen-hua ko-ming	Kulturrevolution (1967-1969)

五卅運動	Wusa yundong	Wu-sa yün-tung	30. Mai-Bewegung (1925)
五四運動	Wusi yundong	Wu-ssu yün-tung	4. Mai-Bewegung (1919)
新疆	Xinjiang	Hsin-chiang; Sinkiang	Die Provinz Xinjiang
西周	Xizhou	Hsi-chou	Westliche Zhou-Dynastie (11 Jhd.-770 v.u.Z.)
香港	Xianggang	Hsiang-kang, Hongkong	die Stadt Hongkong
洋鬼子	yang guizi	yang kui-tzu	„ausländische Teufel“
義和團運動	yihetuan yundong	i-ho-t'uan yün-tung	Boxer-Aufstand
易經	Yijing	I-ching; I Ging	Yijing; Handbuch zur Befragung des Schafgarben-Orakel aus dem Anfang der westlichen Zhou-Dynastie (西周, Xizhou), mit Kommentaren aus späterer Zeit überliefert
郁達夫	Yu Dafu	Yü Ta-fu	der Schriftsteller Yu Dafu (1896-1945)
元朝	Yuanchao	Yüan-ch'ao	Yuan-Dynastie (1271-1368)
元曲	Yuanqu	Yüan-ch'ü	Form des Singspiels während der Yuan-Dynastie (元朝, Yuanchao) aus dem sich die berühmte

			Peking-Oper (京劇, Jingju) entwickelt hat.
袁世凱	Yuan Shikai	Yüan Shih-k'ai	Yuan Shikai (1859-1916), Präsident Chinas von 1913-1916.
周恩來	Zhou Enlai	Chou En-lai	Zhou En-lai (1898-1976)
朱德	Zhu De	Chu Te	Zhu De (1886-1976)
莊子	Zhuangzi	Chuang-tzu; Dschuang Dsi	Zhuangzi, chin. Philosoph (um 365-290 v.u.Z.)